

Johannes Stockmayer

Ausbruch aus dem Jammertal

Der Glaubensweg des Christen

Das Leben ist nicht ein Frommsein,
sondern ein Frommwerden,
nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden,
nicht ein Sein, sondern ein Werden,
nicht eine Ruhe, sondern eine Übung.
Wir sind's noch nicht, wir werden's aber.
Es ist noch nicht getan oder geschehen,
es ist aber im Gang und im Schwang.
Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.
Es glüht und glänzt noch nicht alles,
es reinigt sich aber alles.

Martin Luther

Inhalt

Inhalt.....	2
Einleitung: Wege zum Ziel.....	5
Veränderung	5
Sich einlassen	6
Unterwegs sein.....	7
Zu diesem Buch	8
Der Weg nach oben führt nach unten.....	10
1. Etappe: Das alte Haus	13
Das alte Haus: Die Räume	14
Der Erste Stock: Das virtuelle Leben	14
Der Zweite Stock: Besinnungsräume.....	15
Das Obergeschoss: Räume der Entscheidung.....	16
Das Erdgeschoss: Vorbereitung zum Aufbruch	17
Hindernisse	18
Erste Zwischenfrage	19
Der Stall	19
2. Etappe: Die Ebene des Aufbruchs	21
Die erste Wegstrecke.....	21
Zu sich selbst kommen	22
Die Gefahren der ersten Wegstrecke	23
Lasten ablegen	25
Zweite Zwischenfrage.....	26
3. Etappe: Der Berg des Weitblicks	28
Panorama.....	28
Vision und Ziele	28
Planen und Hören.....	30
Ergebnisse.....	31
Gottes Arbeit.....	32
Dritte Zwischenfrage	33
Der Abstieg.....	34
4. Etappe: Das Tal der Trauer.....	35
Der Weg hinab	35
Abschied	36
Loslassen und annehmen.....	37
Hingabe.....	38
Vierte Zwischenfrage	40
Hoffnung und Zuversicht	40
5. Etappe: Die Wildnis der Orientierungslosigkeit	43
Die Herausforderungen hören nicht auf.....	43
Verwirrung.....	43
Der Sumpf.....	45
Wer sagt was richtig ist?.....	46
Die Pfahlbauten.....	48
Die Gnade	49
Fünfte Zwischenfrage	51

6. Etappe. Felswand der Arbeit	53
Höher hinauf	53
1. Lernbereich: Persönlichkeit stärken	54
2. Lernbereich: Gemeinsinn entwickeln	55
3. Lernbereich: Geistliche Kompetenz vertiefen	57
Höhenerfahrungen	58
Sechste Zwischenfrage	60
7. Etappe: Der Gipfel des Erfolgs	61
Der höchste Gipfel der Welt	61
Der Blick zurück	62
Dankbarkeit	63
Die große Stille	64
Siebte Zwischenfrage	65
Gottes Zukunft	66
8. Etappe: Die neue Heimat	68
In Jerusalem	68
Der schmale und der breite Weg	70
Am richtigen Platz	71
Die neue Heimat wird zum alten Haus	73
Achte Zwischenfrage	73
Der Alltag als Übung	74
Das Ende ist der Anfang	76

Ein Mann, der Herr K. lange nicht gesehen hatte,
begrüßte ihn mit den Worten:
„Sie haben sich gar nicht verändert.“
„Oh!“ sagte Herr K. und erlebte.
Berthold Brecht

Einleitung: Wege zum Ziel

Veränderung

„Ein Tag der sagt dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit du schöne, mein Herz an dich gewöhne, mein Heim ist nicht in dieser Zeit“, dichtete Gerhard Tersteegen 1745. Seither haben viele Gläubige dieses Lied gesungen und waren sich dabei der Vorläufigkeit ihres Lebens bewusst. Auch wenn sie die Umgebung ihres Ortes kaum verlassen haben, fühlten sie sich doch beständig unterwegs. Sie waren nicht sesshaft, sondern Pilger auf dem Weg zur himmlischen Heimat: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die Zukünftige suchen wir“ (Hebräer 13,14). Die Gegenwart war eine Zwischenstation, der Besitz von Haus und Hof, Bett und Schrank nur vorübergehend. Vor allem bei Armut und Not tröstete sie dieser Gedanke. Die äußere Unbeweglichkeit förderte die innere Unabhängigkeit.

Heute leben wir in einer Zeit hoher Mobilität, ständig sind wir unterwegs. Die Welt ist zum großen Dorf geworden, es gibt keinen Ort, den wir nicht irgendwie erreichen könnten. Die Menschen steigen in ein Auto, den Zug oder ein Flugzeug und erreichen ihre Ziele schnell, bequem und möglichst pünktlich. Das Aufbrechen ist ein alltäglicher Vorgang, das Ankommen ist entscheidend – man will sofort da sein: bei sich selbst, bei anderen Menschen, in der Zukunft, oder ganz oben auf der Erfolgsleiter. Man sucht den Ort, wo man bleiben und sich einrichten kann, wo man endlich einmal am richtigen Platz ist. Aber ist man das wirklich?

Zwischen Aufbrechen und Ankommen liegt eine Nichtzeit. Man möchte das „Dazwischen“ möglichst komfortabel verbringen. Die Autos sind mit Klimaanlage und weichen Ledersesseln ausgerüstet, das Navi leitet zuverlässig durch alle Straßenführungen zum Ziel. Im Zug fühlt man sich wie zuhause, telefoniert, liest, isst, unterhält sich und ist empört, wenn es zu Verspätungen kommt. Im Flugzeug lässt man sich bedienen und schläft um dem Jetlag zuvorzukommen. Dann ist man da, an einem völlig fremden Ort, ganz woanders und ist verwundert, dass man der Gleiche geblieben ist während sich die Umgebung total verändert hat. Wir sollten bewusster unterwegs sein! Die Zeit zwischen Aufbruch und Ankunft ist eine wertvolle Zeit, sie kann uns vieles lehren.

„Der verändert sich nicht“, sagte neulich jemand abfällig über einen Menschen, der in seiner Entwicklung stehen geblieben schien. Sich nicht zu verändern ist eine negative Aussage – vor

allem für einen Christen. Wenn jemand in seiner Entwicklung stehen bleibt, tritt er auf der Stelle, bewegt sich nicht mehr voran. Der Weg des Glaubens bedeutet den Weg der Veränderung, wer ihn geht, lässt sich ein auf den Weg der Nachfolge und wird Schritt für Schritt ein anderer. Auf diesem Weg geht er einem anderen hinterher, dem er folgt. Der ist das Vor-Bild. In jedem Moment lässt der Christ Altes zurück und gewinnt Neues. Die Veränderung, die er vollzieht, ist eine Umgestaltung, eine Verwandlung. Der Christ verwandelt sich, wenn er auf dem Weg des Glaubens voranschreitet in das Bild Gottes – zumindest in das Bild, das dem Bild entspricht, das Gott sich für diesen Menschen gedacht hat. Der Weg der Veränderung ist der Weg des Glaubens, denn ich verändere mich durch die Beziehung zu Gott.

Ist es unser Problem, dass wir zwar viel unterwegs, aber nicht wirklich in Bewegung sind? Wir steuern Ziele an und erreichen sie auch, aber lassen uns nicht wirklich auf den Weg ein. Wir sind schon dort, wo wir hinwollen, aber nicht auf dem Weg. Wir achten nicht auf das, was jetzt gerade dran ist. Auf dem Weg sein bedeutet, sich auf Unbekanntes einzulassen ohne zu wissen, wo und wie es endet. Wer auf dem Weg ist macht sich klar, dass er nicht alles im Griff hat. Er weiß nicht wirklich, was auf ihn zukommt. Er muss das Unbekannte riskieren. Er geht und hofft, er vertraut, dass er zum Ziel findet. Er kümmert sich um den nächsten Schritt und übersieht nicht die ganze Strecke. Er spürt, wie er ausgeliefert ist, in der Fremde, im unbekanntem Land. Jeder Schritt, den er im Vertrauen tut, weil er ins Ungewisse führt, verändert ihn, weil er seine ganze Aufmerksamkeit verlangt, das Unbekannte wird vertraut. So ist der Weg der Veränderung der Weg des Glaubens: Es ist ein Weg des Vertrauens.

Sich einlassen

Nur wer sich einlässt, wird verändert. Es sind die überraschenden Wendungen des Weges, die unsere Aufmerksamkeit erfordern, die Sackgassen und Umwege zwingen uns zur Wachsamkeit. Wir erfahren Hindernisse (ein Weg hört auf) und Grenzen (wir können nicht mehr): das sind die besten Gelegenheiten um etwas über sich und seinen Weg herauszufinden. Wir müssen uns umsehen, suchen, forschen, neu orientieren. Dort, wo nicht alles so läuft, wie wir es uns vorstellen, liegen die besten Gelegenheiten zur Veränderung, in den Grenzbereichen des Lebens verändern wir uns. Aber wir müssen uns einlassen, dürfen nicht nur die bequemen Wege suchen. Wir dürfen uns nicht niederlassen, um den Herausforderungen aus dem Weg zu gehen. Wenn wir uns absichern und uns selbst nichts zumuten, bleiben wir, wie wir sind. Wir machen keine neuen Erfahrungen, die uns weiterbringen könnten.

Erleben wir deshalb so viel Stagnation, weil wir nicht den Mut haben, loszugehen? Warten wir, bis der Weg klar und deutlich und sorgfältig geebnet vor uns liegt? Scheuen wir das Risiko? Nein, es ist Zeit, dass wir losgehen, auch auf die Gefahr hin, dass wir umkehren müssen, noch einmal neu ansetzen, verschiedene Varianten erproben und vielleicht sogar

sehr holprige, unbequeme oder sogar gefährliche Wegstrecken zu bewältigen haben. Unsere Zeit fordert uns heraus, das Unwägbar zu tun. Generationen vor uns haben es genauso gemacht und auf diese Weise neues Land entdeckt, neue Möglichkeiten herausgefunden und ein neues Verhalten entwickelt. Wenn wir heute stehen bleiben und uns bedauern, sackt der Mut gegen Null und wir richten uns ein im Bestehenden. Aber das Bestehende verfällt und bietet auf die Dauer keine Sicherheit. Nein, es bleibt uns keine andere Möglichkeit, wir müssen losgehen!

Das Unwägbar tun bedeutet:

Neue Gedanken denken ohne zu wissen, ob sie erfolgreich sind.

Ein neues Verhalten einüben ohne die Sicherheit, dass es von allen respektiert wird.

Neue Ideen formulieren und äußern ohne gleich auf große Zustimmung zu hoffen.

Möglichkeiten ausprobieren und dabei einsam sein, weil sie jeder belächelt.

Etwas ganz anders tun und dabei das Bisherige aufhören – auch auf die Gefahr hin, dass man nicht verstanden wird.

Unkonventionell und mutig sein (aber nicht leichtsinnig) und dort ansetzen, wo andere aufhören.

In die Richtung schauen, die nicht dem Mainstream entspricht, querdenken und alles für möglich halten.

Nicht bei den Programmen und den Lösungen stehen bleiben, die festschreiben und festlegen, sondern ganz neu ansetzen, so als würde ich die Welt neu erfinden.

Unterwegs sein

Gott fordert uns heraus, uns auf den Weg zu machen. Er will, dass wir seine Wege gehen. Seine Wege sind nicht die bequemen Wege und wenn er uns auffordert, loszugehen, dann haben wir damit keine Garantie, dass wir ankommen. Aber wir wissen, dass er mit uns auf dem Weg ist. Die Schwierigkeiten werden so nicht kleiner, aber wir sind nicht allein auf diesem Weg ins Ungewisse. Wenn wir die Orientierung verlieren, nicht mehr weiter wissen oder festsitzen, weil wir uns verrannt haben: Er ist gegenwärtig!

Er fordert uns auf, unbekannte Wege zu gehen. Er will nicht, dass wir uns absichern, weil er unsere Sicherheit ist. Er fragt: „Darf ich dich über das Bestehende hinausführen?“ Wir können hier nur zögernd und zagend unsere Einwilligung geben. Wir können sicher sein, wenn Gott uns so fragt, will er uns verändern, hat er eine Absicht. Er will uns fördern und voranbringen. Es kann sein, dass das nicht immer unserem größten Vergnügen entspricht.

Am Anfang des Weges sehen wir nur das Ungewisse. Wenn wir losgegangen sind spüren wir, dass das Alte immer weiter hinter uns liegt und das Neue noch nicht in Sicht ist. Wir sind im Ungewissen, in der Fremde. Wir sind darauf angewiesen aufmerksam zu sein, alle Sinne zu öffnen, sehr wach und suchend Schritt für Schritt zu gehen. Diese Achtsamkeit macht uns lebendig, bringt uns zu uns und verbindet uns gleichzeitig im Hören und Fragen mit Gott. Wir spüren in der Bedrohung und Einsamkeit des Weges den Herzschlag unseres Lebens

deutlicher als sonst. Wir wissen, dass wir auf Gottes Hilfe angewiesen sind, er muss uns führen. Wir wenden uns an ihn, vielleicht hoffender und sehnsüchtiger als jemals sonst. Das ist gut, das bringt uns weiter. So wachsen wir in unserem Glauben in unserer Beziehung zu Gott. So werden wir fähig, einst die Tür zu Gottes Ewigkeit zu durchschreiten und bei ihm anzukommen.

Zu diesem Buch

Vor einigen Jahren habe ich ein Buch über Veränderungen geschrieben¹. Ich habe darin den Weg der Veränderung für Gemeinden dargestellt („Gemeinden auf dem Weg zwischen heute und morgen“). In acht Etappen zeichnete ich acht markante Wegstrecken bei Veränderungsprozessen nach, skizzierte Fortschritte und Rückschritte.

Im Frühjahr war ich zu einer persönlichen Einkehr in der Stille im „Pilgerhäuschen“, als mir plötzlich deutlich wurde: Der Weg der Veränderung ist der Weg des Glaubens! Genau diese acht Etappen lassen sich auch auf den persönlichen Glaubensweg übertragen. Und mir wurde bewusst: Dass Veränderung möglich ist, liegt an Gottes Barmherzigkeit. Unser Vorankommen ist Gnade, Gottes Gnade. Das Schlimmste wäre, stehenzubleiben, in der Stagnation zu verharren. Leben ist Veränderung, Weiterentwicklung, Bewegung, verharren wäre der Tod. Deshalb ist es Gottes Freundlichkeit und seine unendliche Barmherzigkeit, wenn er uns in Bewegung bringt und in Bewegung hält, wenn wir unterwegs sind. Gott ist der Wegbegleiter, der mit uns auf dem Weg ist. Er bringt uns zum Ziel, zu seinem Ziel. Dort sind wir angekommen und am richtigen Platz – aber erst dort.

Um gleich ein Missverständnis auszuräumen: Ich denke nicht, dass diese acht Etappen einen kontinuierlichen Weg ergeben und man nun anhand dieser „Landkarte“ feststellen könnte, wo die direktesten und einfachsten Wege zum Ziel verlaufen. Eine solche Systematik wäre genau gegensätzlich zu der Unwägbarkeit, die zum Weg des Glaubens gehört. Der Glaubensweg lässt sich nicht so eindeutig kartographieren, dass nun alle nachfolgenden Wanderer nur den eingezeichneten Wegen folgen müssten, um sicher ans Ziel zu kommen. Zum Weg des Glaubens gehören das Nichtwissen und das Wagnis. Wer dem Weg des Glaubens folgt, soll Jesus nachfolgen und nicht (schon wieder) menschlichen Modellen und Programmen.

Ich beschreibe mit diesen acht Etappen Wegstrecken, wie sie auf jedem Glaubensweg früher oder später auftreten. Es kann gut sein, dass sie nicht in der von mir gewählten Reihenfolge ablaufen. Sie folgen ihrer eigenen Ordnung, können sich wiederholen, vielleicht sogar auch stellenweise gleichzeitig verlaufen (zum Beispiel typischerweise die 4. und 5. Etappe) oder unvermittelt wieder von vorn beginnen (zum Beispiel nach der 4. Etappe).

Niemand kann also sagen: „Ich bin schon sehr weit fortgeschritten auf dem Weg des Glaubens!“ oder noch fataler: „Ich bin weiter vorn als du!“

¹ Mut zur Veränderung, Oncken Verlag

Einige Etappen können sehr schnell durchschritten werden (vielleicht in einem Tag oder nur wenigen Stunden), andere dauern wesentlich länger (vielleicht sogar Jahre). Im Laufe unseres Lebens vollzieht sich der Durchlauf der acht Etappen mehrmals. Wir kommen also immer wieder an den gleichen Wegmarken vorbei – aber wir haben uns verändert. Das wird bei diesen Gelegenheiten besonders deutlich: Wir stehen da, staunen und wundern uns: „Diese Situation kommt mir bekannt vor. Das habe ich schon einmal erlebt.“ Dann wird uns klar: „Ja, vor vielen Jahren war ich in einer ganz ähnlichen Lage. Damals konnte ich noch nicht so gut damit umgehen. Aber heute fällt es mir leichter. Diese Herausforderung (oder diese Versuchung) scheint mir längst nicht mehr so kritisch wie damals.“ Wir verstehen, dass wir gewachsen sind und unsere Erfahrungen uns nun helfen, anders mit diesen Schwierigkeiten umzugehen. Das macht uns froh und dankbar, denn nun zeigt sich, wie sinnvoll es war, diesen Weg konsequent und gründlich zu gehen.

Ich habe erlebt, dass ich bei manchen Wegen immer wieder ansetzen musste. Ich habe es einfach nicht geschafft, habe den Durchgang nicht gefunden oder die Anstrengung nicht bewältigt. Manche Wege waren mir lange Zeit verschlossen, obwohl ich mich immer wieder (und mit hohem Einsatz) bemüht habe, sie zu finden. Dann eines Tages war es ganz einfach, plötzlich wurde ein Pfad sichtbar, wo vorher nichts zu sehen war. Die Zeit war einfach reif dafür. In manche Wege bin ich einfach hineingestolpert: Ich hatte nicht die richtige Ausrüstung, war nicht vorbereitet und hatte keine Ahnung wo es hingehen sollte. Diese Wege waren manchmal die interessantesten. Wo ich da überall gelandet bin!

Manche Wege waren – ich gebe es zu – eher Fluchtwege: Ich wich in einer schwierigen Situation aus, wollte unangenehmen Begegnungen aus dem Weg gehen oder war nicht bereit, mich mir selbst, Gott oder anderen Menschen verantwortlich zu stellen. Diese Wege waren meist sehr mühsam, weil ich mich möglichst ohne aufzufallen durchs Dickicht quälen musste. Viele Wege waren meine eigenen Wege. Im Nachhinein sehe ich, dass ich mir manche Anstrengungen und beschwerliche Wegstrecken hätte sparen können, wenn ich etwas geduldiger gewesen wäre oder auf andere Menschen gehört hätte. Aber auch diese Wege waren wertvoll, denn sie bargen einen hohen Erkenntnisgewinn – vor allem, wenn ich bereit war umzukehren und meinen Eigensinn einzugestehen.

Heute begleite ich andere Menschen und Gemeinden auf ihrem Weg und helfe ihnen, ihre Etappe gut zu bewältigen.

Mit diesem Buch möchte ich Mut machen, den Weg des Glaubens zu gehen und Hinweise geben, was zu tun ist, um die verschiedenen Etappen zu bewältigen. Vor allem ist mir ein Anliegen, dass jeder, der den Weg des Glaubens geht, nicht aufgibt. Wenn man unterwegs feststellt, dass die Probleme, die man gerade auf seinem Weg erlebt, zu dieser Strecke dazu gehören, hilft das, durchzuhalten.

Lassen Sie sich ein auf den Weg, der vor ihnen liegt. Gehen Sie los, auch wenn Sie nicht wissen, was auf Sie zukommt und wie Sie alles bewältigen werden. Wagen Sie den ersten Schritt, auch wenn Sie nicht die ganze Wegstrecke übersehen.

Lassen Sie sich selbst los mit Ihren Vorbehalten und Zweifeln. Überlassen Sie sich Gott und

dem Gehen Schritt für Schritt. Gott geht mit.

Seien Sie wach und gespannt auf das, was kommt, neugierig auf alles, was sich Ihnen nach der nächsten Kurve öffnet oder was ganz unscheinbar direkt am Wegesrand liegt. Seien Sie offen für jede Kleinigkeit, denn alles hat eine Bedeutung, alles gibt einen Hinweis auf Ihren Weg.

Wenn Sie bereit sind, die Zeichen am Weg zu sehen und sie richtig deuten, finden Sie den richtigen Weg. Öffnen Sie Ihre Augen und nehmen Sie wahr, was Sie sehen. Nicht alles erschließt sich beim ersten Blick. Manchmal braucht es Zeit, bis wir verstehen, was wir sehen. Vieles interpretieren wir nach unserer Vorstellung und gehen dabei doch nur unserer eigenen Sichtweise auf den Leim.

Seien Sie zuversichtlich, dass Sie jede Schwierigkeit bewältigen werden. Gott ist mit Ihnen!

Der Weg nach oben führt nach unten

Ich beobachte immer wieder mit großem Bedauern, dass Menschen, die sich auf den Weg des Glaubens gemacht haben, irgendwann müde werden und sich am Wegrand niederlassen. Dort richten sie sich ein. Sie wollen nicht mehr weitergehen. Dabei sind sie noch gar nicht am Ziel. Haben sie sich vorgestellt, der Weg des Glaubens sei ein Sonntagsspaziergang? Nein, das ist er nicht. Der Weg des Glaubens ist der Weg der Veränderung und der Weg der Veränderung ist der Weg des Glaubens. Es gehört einen langen Atem und viel Ausdauer dazu, ihn durchzuhalten. Aber er lohnt sich. Denn auf diesem Weg werden wir verwandelt: Wir kommen immer mehr zu uns selbst und entdecken gleichzeitig wie Gott uns führt, anreizt, lockt und beisteht. Zuletzt sind wir gut vorbereitet und gerüstet, wenn wir das Tor zu unserer himmlischen Heimat durchschreiten und bei Gott ankommen. Dann sind wir endgültig am Ziel.

Das Wichtige ist: Der Weg mit Jesus ist nicht ein höher hinauf, sondern ein tiefer hinab. Der christliche Glaube ist ein Glaube für Krisensituationen. Er klammert die Probleme und Bedrohungen des Lebens nicht aus. Im Gegenteil, wir sollen die Schwierigkeiten und Grenzerfahrungen mit einbeziehen, dann geht es weiter. Der Weg stockt, wenn wir nur noch uns selbst und die Umstände sehen. Alles, was wir erleben, können wir Gott hinhalten – und dann geht die Tür auf.

Die acht Etappen auf dem Weg des Glaubens und die entsprechenden Lernerfahrungen sind:

1. Etappe: Das alte Haus - Barmherzigkeit

Wir werden zuerst konfrontiert mit den Unmöglichkeiten unseres Lebens. Wir haben uns eingerichtet in unseren Vorstellungen und dabei ist das Leben eng geworden. Wir stoßen überall an die Grenzen, die wir uns selbst gesetzt haben. Wir fragen uns, ob das alles war und werden unruhig. Oder wir richten uns ein in dem, was immer schon so war und erwarten nichts mehr. Aber dann klopft es an der Tür. Es ist Gottes Barmherzigkeit, die uns herauslockt. Er will, dass wir nicht stehen bleiben, sondern mehr erwarten, ihm folgen und dabei das Leben in seiner Fülle entdecken.

2. Etappe: Die Ebene des Aufbruchs – *Liebe und Annahme*

Wir gehen los und lassen Altes hinter uns. Vom ersten Schritt an erfahren wir eine ungeheure Weite. Das Neue ist ungewohnt: es ängstet oder begeistert uns. Die alten Bedingungen gelten nicht mehr, wir können uns nirgends mehr festhalten. Wir müssen unser Leben neu erfinden, ein Verhalten entwickeln, das mehr bestimmt ist von Verantwortung, Eigeninitiative. Ein neues Selbstbewusstsein ist nötig, ein Selbstverständnis, das Gott mit einbezieht. Wir werden neu geboren. Die alten Gesetzmäßigkeiten sind vorbei. Wir werden nun umgestaltet durch die Liebe und Annahme Gottes, unseres Begleiters. Das gibt unserem Leben eine neue Grundlage.

3. Etappe: Der Berg des Weitblicks – *Hoffnung und Verheißung*

Das Leben wird weit, unendliche Möglichkeiten tun sich auf. Wir erfahren die Größe Gottes. Wir erleben Dinge, die wir nicht für möglich hielten. Wir lernen, mit Gottes Möglichkeiten zu rechnen. Wir beginnen zu hoffen, wo die Umstände aussichtslos scheinen. Wir gewinnen grenzenloses Vertrauen in Gott. Wir halten uns an seine Verheißungen, das sind seine Versprechen für unser Leben. Die Perspektive unseres Lebens endet nicht mehr nur an unserem eigenen Horizont, sondern geht darüber hinaus in Gottes Zukunft. Mehr und mehr begreifen wir: Gott ist immer noch größer und er setzt uns Ziele, die weit über unseren Möglichkeiten liegen. So fordert er uns heraus, Unmögliches zu riskieren und im Vertrauen auf seinen Verheißungen, mutige Schritte zu gehen. Das ist wichtig, damit der weite Weg gelingt.

4. Etappe: Tal der Trauer – *Hingabe und Geduld*

Wir kommen an unsere Grenzen – und das ist gut so. Denn die Gefahr besteht, dass wir unseren Weg in der eigenen Kraft gehen und weiterkommen wollen. Wir gehen zu schnell und überfordern uns. Wir setzen uns von den anderen ab und wählen Alleingänge. Wir bestimmen unsere eigenen Ziele und erreichen sie nicht, weil wir dort gar nicht hinkommen sollen. Sehen wir, dass es schwierig wird, erhöhen wir die Bemühungen und werden müde. Unser Optimismus erlahmt. Wir kommen mit unserer eigenen Kraft ans Ende. Es bleibt uns nun nichts anderes übrig, als uns in ganzer Hingabe Gott auszuliefern, ihm unsere Bedürftigkeit zu erklären, auf ihn zu warten und Geduld zu üben. Im geduldigen Warten lernen wir, von uns weg zu schauen und uns ganz ihm zuzuwenden.

5. Etappe: Die Wildnis der Orientierungslosigkeit – *Gnade und Vergebung*

Es ist ein kostbarer Moment, wenn wir erkennen wie klein wir sind und das wir nicht vermögen. Das Eigene zerbricht: der Stolz, die starken Fähigkeiten, ja sogar der unbeugsame Wille macht schlapp. Wir können nicht mehr. Nun ist es dran, Gott unser Scheitern zu erklären. Wir bekennen unsere Schuld und dass wir durch unseren Eigensinn in die Irre gelaufen sind. Wir spüren, dass uns unser Egoismus genarrt hat und wir nicht so toll sind, wie wir es dachten. Nun bleibt uns nichts anderes, als zu Gott zu schreien: „Herr erbarme dich meiner!“ Und da erfahren wir Gnade und Vergebung. Allein durch Gottes Eingreifen bekommen wir wieder festen Grund unter unsere Füße.

6. Etappe: Die Felswand der Arbeit – *Vertrauen und Gehorsam*

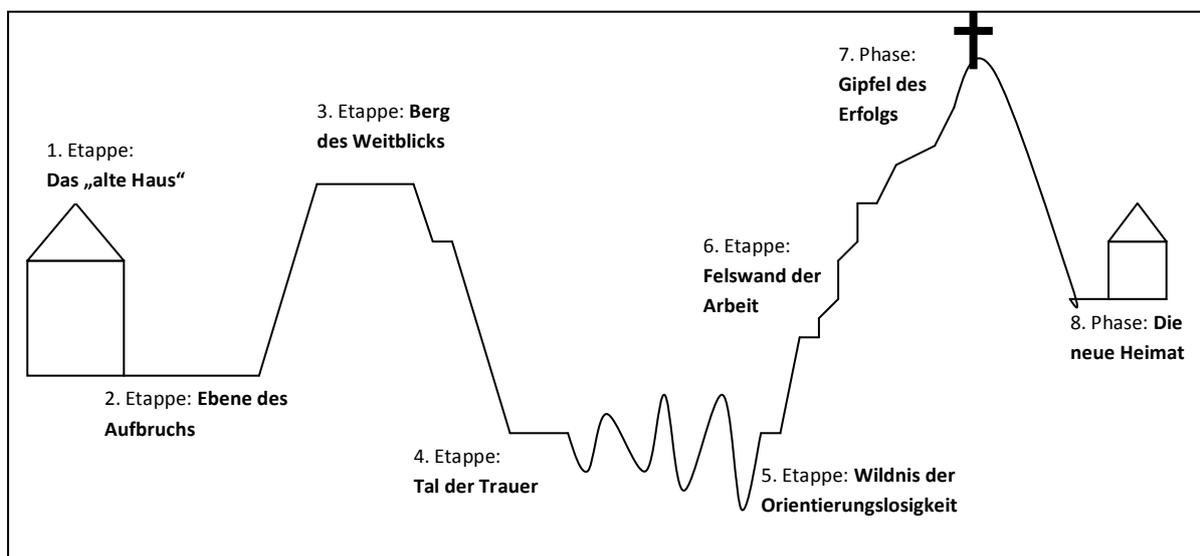
Gott nimmt uns ernst auf unserem Weg. Es ist nicht so, dass er uns trägt – das tut er nur dann, wenn wir nicht mehr können. Er möchte, dass wir auf eigenen Füßen stehen, dass wir verantwortlich und mündig handeln, Pläne schmieden mit ihm und immer mehr fähig werden, für andere nützlich zu sein. Gott beteiligt uns an seinem Werk der Rettung dieser Welt. Er könnte es ohne uns, aber er sucht die Zusammenarbeit mit uns. Das wertet uns auf, aber das gibt unserem Leben auch Konsequenz und Tiefgang. Wir sind herausgefordert, ihm zu vertrauen und im Gehorsam das zu tun, was er von uns möchte. Das ist das Richtige – denn so sind wir Lernende und bleiben abhängig von ihm.

7. Etappe: Der Gipfel des Erfolgs – *Ruhe und Geborgenheit*

Es ist kostbar, wenn wir Gottes Gegenwart in unserem Leben erfahren, das sind die Gipfelerlebnisse unsere Glaubens! Wir spüren, wie nahe er uns ist. Wir erfahren ganz unmittelbar seine Liebe und Zuwendung. Wir hören seine Stimme, die uns Bestätigung zuspricht, das Lob, mit dem Gott uns meint. Und da können wir nicht anders, als Gott auch zu loben, der alles so gut gemacht hat und uns nicht verlässt. Und dabei kehrt Ruhe in uns ein, wir spüren eine tiefe Geborgenheit in der Nähe Gottes und gleichzeitig wächst in uns die Gewissheit, dass Gott uns nicht verlässt. Er wird auch dann bei uns sein, wenn wir ihn nicht so unmittelbar spüren. Wir dürfen ihm glauben.

8. Etappe: Die neue Heimat – *Loslassen und empfangen*

Letztlich hat Gott ein Ort für uns, wo wir bleiben können. Wir sind zwar unser Leben lang unterwegs auf dem Weg des Glaubens, aber wir dürfen uns auch niederlassen. Denn dort, wo wir zuhause sind, können wir loslassen und empfangen. Das Loslassen ist ein täglicher Vorgang und das Empfangen auch. So bleiben wir unterwegs. Wir halten nichts fest, sondern bekommen alles ganz frisch und genau dann, wenn wir es brauchen. Loslassen und Empfangen ist das lebenslange Training unseres Weges mit Gott. Und irgendwann klopft dann Gott an zum letzten Mal unsere Tür und er fordert uns auf, alles loszulassen, um das ewige Leben zu empfangen.



1. Etappe: Das alte Haus

Die Ahnung des Neuen

Das „alte Haus“ ist eine Metapher, ein Bild für alles, was im persönlichen Leben überfällig geworden ist: Da sind die regelmäßigen Gewohnheiten, die, einstmals sinnvoll, nun zu einem Korsett werden. Sie legen fest und verhindern die Veränderung. Auch Denkgewohnheiten können altern und neue Erfahrungen blockieren. Man weiß, wie etwas funktioniert, man hat alles bereits schon einmal erlebt, kennt sich aus. So winkt man ab, sobald das Gespräch darauf kommt und erfährt auf diese Weise nichts Neues. Alles ist längst bekannt. Es gibt Bereiche, in denen man zu Hause ist, hier ist man Fachmann – auf unbekanntem Terrain ist man eher unsicher. Also lenkt man das Gespräch auf die Themen, in denen man sich auskennt und sagt, was man schon lange weiß. Immer die gleichen Stereotypen, Vorurteile oder Witze machen die Unterhaltung eintönig und langweilen. Man ist festgelegt und eingefahren.

Das „alte Haus“ ist eine geschlossene „Kiste“, zugunagelt, endgültig. Die Entwicklungen sind abgeschlossen, es ist alles gesagt, es ist alles getan, es gibt keinen Spielraum mehr. Der gegenwärtige Zustand wird unverändert in die Zukunft überführt, so wie es heute ist, bleibt es. Das ist die Stagnation pur, das Leben in seiner verfestigten, starren Form – eigentlich kein Leben mehr, sondern mehr ein Zustand, denn das Leben ist beweglich, veränderbar. Wer im „alten Haus“ wohnt, hat sich eingerichtet, er weiß, dass sich sein Leben auch in einigen Jahren genauso abspielen wird wie heute. Vielleicht stört ihn das nicht einmal, denn damit ist das Leben berechenbar geworden. Aber irgendwann meldet sich das Unbehagen: War's das?

Langsam wird das Leben öde. Langeweile macht sich breit. Der Mensch schaut sich in seinen alt vertrauten vier Wänden um und es widert ihn an, was er sieht. Er tritt ans Fenster und sieht hinaus: Weite, Landschaft, etwas ganz anderes zeigt sich. Lockt es ihn? Er öffnet das Fenster: Draußen singen Vögel, ein lauer Wind weht unbekannte Düfte ins Zimmer. Er ahnt, dass es mehr gibt.

Im Glaubensleben ist die alte Frische verschwunden. Die Gebete sind immer die gleichen vorformulierten Floskeln, die Liebe zu Gott ist zu einem Begriff geworden. Die Gefühle haben sich verabschiedet. Das Bibellesen ist eher eine mühsame Übung, die eben sein muss und möglichst schnell abgehakt wird. Die Worte reden nicht mehr. Der Gottesdienst ist zum förmlichen Gottesdienst*besuch* geworden, die Gemeindeveranstaltungen weitgehend Tradition. Es geht mehr darum, was die anderen sagen (oder denken), als das, was Gott möchte.

Dann klopft eines Tages Gott persönlich an: „Mich gibt es noch!“ Irgendetwas geschieht, und der eingeschlafene Mensch im „alten Haus“ wacht auf: etwas geht schief, irgendjemand kommt krumm und es gibt Konflikte, eine Krankheit schreckt auf, der Tod klopft an, ein Wort in der Predigt trifft das Herz und dort vor allem die Stelle wo noch ein Fünkchen Leben glüht. Ein Gottesdienst spricht den Menschen an – er war schon lange nicht mehr in der Kirche,

aber nun ist er nachdenklich geworden. Ein Kollege ist Christ und in seinem Verhalten anders als die anderen – und anders als er. Das fasziniert ihn und macht ihn neugierig: Warum ist dieser Mensch so? Bei einer Betriebsfeier kommen sie miteinander ins Gespräch. Jetzt ist die Frage, wie er reagiert: Stellt er sich dem Neuen oder weist er ihm die Tür? Schließt er das Fenster wieder und lässt die Rollläden herunter? Beschwört er die alten Geschichten und zieht er sich in die wohlbekanntem Abläufe zurück? Oder lässt er zu, dass sich eine sehnsuchtsvolle Ahnung nach Mehr in ihm festsetzen darf?

Das alte Haus: Die Räume

Der Erste Stock: Das virtuelle Leben

Das „alte Haus“ hat normalerweise vier Stockwerke. Im Ersten Stock ist der Wohnbereich. Hier gibt es alles, was vergessen macht, dass man im „alten Haus“ wohnt: Der Hobbyraum, die gemütliche Fernsehecke, der Bücherschrank, der Computer mit Spielkonsole, der Essbereich. Man kann sich hier tagelang aufhalten, ohne dass man das „alte Haus“ verlassen muss. Es wird einem hier nicht langweilig. Während das Gebäude von außen wie eine Bruchbude aussieht, ist es innen wohnlich und genau den Bedürfnissen seiner Bewohner angepasst. Es ist alles da, was ein Leben interessant macht und für Ablenkung sorgt. Melden sich die Gedanken nach Mehr und werden Bedürfnisse nach Abenteuer wach, vermittelt die Werbung die entsprechenden Angebote nach dem nötigen Kick: Events suggerieren den Eindruck, dass man live dabei ist wo das Leben spielt. Surrogate und Plagiate des Lebens sind dem wirklichen Leben täuschend ähnlich nachgebildet. Die Bewohner des „alten Hauses“ haben den Eindruck, dass sie ein interessantes Leben führen – ohne mit dem Leben tatsächlich in Berührung zu kommen. Immer mehr gelingt es der Vergnügungsindustrie den Menschen in ihren Sofaecken vorzugaukeln, dass das das wirkliche Leben ist, das ihnen da per Flachbildschirm ins Haus gezaubert wird.

Die Menschen im „alten Haus“ kommen nicht zur Besinnung. Sie denken, dass sie ständig auf dem neuesten Stand sind, so merken sie nicht, dass sie eigentlich längst innerlich alt geworden sind, weil sich in ihnen nichts mehr verändert. Sie sind wie versteinert, weil sie nur noch zurückschauen (1.Mose 19,26).

Meldet sich doch einmal ein Zweifel oder die Frage nach dem Sinn des Ganzen wird eingeladen: Freunde sollen kommen, Familienmitglieder, man trifft sich, ist fröhlich, flippt vielleicht sogar ein bisschen aus, trinkt Alkohol und beschwört die alten Zeiten. Familientreffen, die ständig die gleichen Geschichten kolportieren und Freundeskreise, in denen jeder nur sich selbst wichtig findet, sind fester Bestandteil im „alten Haus“, denn mit ihnen lässt sich trefflich und unkompliziert der Wunsch nach einem anderen Leben übertönen. Man hat ja sich, man gehört ja zu zusammen, was brauchen wir mehr: Wir gegen den Rest der Welt. Wenn wir zusammen sind, dann kann uns nicht passieren!

Bei manchen gibt es im Wohnbereich des alten Hauses auch ein eine Meditationsecke. Hierher kann man sich zurückziehen, wenn die düsteren Gedanken doch nicht weichen

wollen und einmal die Ablenkung nicht funktioniert. Die depressiven Gedanken werden weggeschickt. Das Gebet wird zur Bestätigung: Ich bin richtig, es ist alles in Ordnung. Gott ist für mich. Er wohnt mit mir im „alten Haus“. Gott tatsächlich im „alten Haus? Unvorstellbar! Gott ist der ganz andere, er ist das Leben. Wäre Gott wirklich im „alten Haus“, würde er alle Rahmen und Festlegungen sprengen. Er ist ein Gott der Freiheit, der sich nicht in die menschlichen Strukturen zwingen lässt. Nein, der Gott, der hier angebetet wird, ist die Gewohnheit, ein selbstgemachtes, totes Bild von Gott.

Der Zweite Stock: Besinnungsräume

Im Zweiten Stock geht es ruhiger zu. Deshalb gehen die Menschen auch nur selten dort hin, oder nur dann, wenn sie müde sind. Aber manchmal sind sie hier und können nicht schlafen. Oder sie haben sich hierher zurückgezogen, weil sie krank sind und nicht mehr können. Der ständige Trubel im ersten Stock hat sie krank gemacht.

Von hier aus sieht alles, was ein Stock tiefer passiert, irrsinnig aus. Es könnte einem schlecht werden und im Hals würgen, wenn deutlich würde, was der Mensch tut, nur um nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass diese Leben eigentlich schal und hohl ist. Während die Menschen im ersten Stock für immer jung sind (sie wollen ja nicht zum alten Eisen gehören, obwohl sie im „alten Haus“ wohnen), fühlen sich die Menschen im Zweiten Stock so richtig alt. Sie schauen in den Spiegel und seufzen auf. Sie sehen die Wahrheit und ahnen, wie es wirklich um sie steht. Das erfüllt sie mit Unbehagen oder sogar Verzweiflung.

Jetzt gilt es die Wahrheit auszuhalten, sich zu stellen. Es gibt Momente, in denen das gelingt und es scheint so, als würden die Menschen aufwachen. Sie sehen sich, wie sie unberührt vom Leben alt werden, wie sie immer die Gleichen bleiben, obwohl sie altern. Sie erkennen, dass sie greis gewordene Jugendliche sind, Kinder im Körper von senilen, verbrauchten Menschen. Jetzt ist die große Frage, ob sich die Menschen der Wahrheit stellen, ob sie sie aushalten. Oder ob sie in Lachen ausbrechen, den Kopf schütteln und wieder die Treppe hinunter steigen, um sich dort einen Schluck zu genehmigen oder den Freunden mit einer sarkastischen Bemerkung, die witzig sein soll, zuzurufen: „Ich habe einen Zombie gesehen: Mich selbst!“

Wer sich aber jetzt selbst standhält und nicht wieder ausweicht, sondern in den nächsten Raum geht, hat einen riesigen Schritt gemacht – vielleicht den Schritt zum Leben. Der Nebenraum ist leer, hier gilt es, die Leere, das Nichts auszuhalten. Eine harte Übung, aber der erste Anfang von Veränderung. Das Nichts ist die Projektionsfläche für alles, was in diesem Menschen ist, es füllt sich mit Verwirrung, mit Schein und Lüge, mit tiefer Bedürftigkeit oder quälenden Verletzungen. Jetzt nur nicht nachgeben! Die Selbstwahrnehmung ist ein heiliger Akt, vor allem, wenn er zur Selbsterkenntnis führt. „Mein Gott, hast du dir mein Leben so gedacht?“ Das Gebet kommt unvermittelt und ungeplant. Der Schrei nach Gott ist die einzige Chance mit diesem Inferno irgendwie klar zu kommen. Und Gott hört dieses Gebet und projiziert nun seinerseits in diese Nichts sein Bild von

diesem Menschen: Lieblich, schön, mutig, stark, faszinierend. Und in diesem Menschen bricht eine tiefe Sehnsucht auf: So will ich sein, so kann ich sein. Das ist mein Leben, das bin ich!

Er will nicht zurück ins Alte, aber doch zieht es ihn oft wieder zurück: Zurück in die gewohnten, alten Abläufe, das bekannte, kontrollierbare Leben.

Das Obergeschoss: Räume der Entscheidung

Das Leben vieler Menschen bewegt sich in einem auf und ab zwischen Erstem und Zweitem Stock. Die Erkenntnis, dass es anders sein könnte – und dass „das Andere“ viel besser wäre, verlangt nach Verdrängung. Sie führt entweder zu einer Entscheidung oder in die Resignation. Helle Momente, in denen das reale Leben ganz nahe scheint, wechseln sich ab mit Phasen des Vergessens. Aber irgendwie bleibt der Haken, dass es da noch etwas anderes gibt, dass dieses Leben im „alten Haus“ nicht alles ist. Vielleicht tun Berichte über fremde Länder oder Bilder vom Leid anderer Menschen ihren Teil dazu, dass der Haken festsitzt. Vielleicht rührt die Not eines Mitglieds der Familie das Herz oder vielleicht wehrt sich einfach auch nur das Leben gegen das eingesperrt werden und die Sehnsucht nach Freiheit und dem ganz anderen Leben meldet sich und lässt sich nicht mehr betäuben.

Irgendwann ist es nicht länger zu übersehen, dass sich etwas verändern muss. Es kann nicht so weitergehen! Es muss etwas geschehen! Irgendwann entwickelt das tatsächliche Leben eine so starke Kraft, dass es sich nicht mehr hindern lässt. Hinter dieser Kraft steckt ja Gott, er selbst will dem Leben zum Durchbruch verhelfen. Er möchte, dass dieser Mensch sich finden lässt und den Anruf Gottes hört: „Du, ich meine dich, komme aus deiner Ecke, verstecke dich nicht länger. Ich will dir ein neues Leben schenken. Und dieses Leben ist das wirkliche Leben. Es wird dich bis in die Ewigkeit, bis in mein Reich begleiten und leiten.“ Gott hat ja diesen Menschen doch lange schon gesehen und sich längst vorgenommen, ihn aus seinem Gefängnis herauszuholen, um ihn in die Weite zu führen. Als Nathanael Jesus zum ersten Mal begegnet, muss er feststellen, dass dieser ihn bereits kennt (Johannes 1,47-51). „Woher kennst du mich?“, fragt er erstaunt. Und Jesus sagt: „Als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.“ Er hatte ihn in seinem Versteck erspäht und erkannt. Denn Jesus sieht in das Alte und Verborgene – um es ans Licht und ins Leben zu bringen.

Jetzt kommt der Moment, wo der Mensch im Obergeschoss seines Hauses steht und eine Entscheidung trifft: „Ich will hinaus!“ Gott hat ihn überwunden, das Neue hat gesiegt. Er wendet sich vom Alten ab und wendet sich Gott zu. Er bittet ihn um das neue Leben. Und Gott gibt es. Der Neuanfang ist gemacht. Das Neue ist geboren. Der Mensch gehört nicht mehr zum „alten Haus“. Der Mensch steht ganz oben im Dachgeschoss des „alten Hauses“ und schaut ins Weite. Er betet: „Gott du bist mir zu stark geworden. Du hast dich mir in den Weg gestellt und gegen mich gekämpft. Du hast mich überwunden. Ich bin dein.“

Vielleicht geht er anschließend wieder hinunter in das erste Stockwerk, aber er spürt, dass er hier kein Wohnrecht mehr hat. Hier gehört er nicht mehr hin. Er ist neu geworden und

deshalb kann er nicht länger im „alten Haus“ wohnen. Die alten Gewohnheiten haben ausgedient, die Lebensbedingungen haben sich grundsätzlich geändert. Er steigt hinunter ins Erdgeschoss.

Das Erdgeschoss: Vorbereitung zum Aufbruch

Mühsam geht der Mensch die Treppen hinab. Er ist zwar neu geworden, aber er spürt die ganze Last des Alten auf seinen Schultern. Er spürt die Bedeutung dieses Augenblicks. Er will das verlassen, was ihm so lange lieb und teuer war. Er hat sich zum Aufbruch entschlossen, zum Auszug aus dem Alten. Das ist ein gewaltiger Schritt. Hier unten, gleich neben dem Ausgang wird ihm klar, was das bedeutet: Er lässt sich auf ein Wagnis ein, er vertauscht die bisherige, gewohnte Bequemlichkeit mit dem Ungewissen. Er fragt sich, was ihn da wohl geritten hat. Seine Entscheidung wird in Frage gestellt, die Zweifel melden sich. Plötzlich erinnert er sich an die Worte Jesu: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege“ (Matthäus 8,20).

Gleichzeitig wird ihm der Ernst des Augenblicks bewusst. Jesus forderte die Menschen ja auf, sofort loszugehen, augenblicklich alles hinter sich zu lassen, sogar so, dass die Toten die Toten begraben sollen (Matthäus 8,22) – das Alte soll sich um sich selbst kümmern.

Oben an der Treppe stehen die alten Freunde und schreien ihm zu, er solle das Haus ja nicht verlassen, das sei gefährlich, vor allem jetzt in diesem Zustand, er sei ja nicht ganz bei Trost. Er solle doch wieder heraufkommen, es würde ihnen schon etwas Rechtes einfallen, damit es ihm bald wieder besser ginge und er seinen seltsamen Zustand vergessen könnte. Ja, sie hätten da ein sehr gut wirkendes Mittel. Eine Frau lacht schallend auf, er schwankt, ihm wird heiß und kalt. Soll er wirklich gehen? Er ist doch gar nicht vorbereitet, er hat nichts, was er mitnehmen könnte, seine Ausrüstung fehlt ihm. Er fühlt sich nicht in der Lage für den Weg, der vor ihm liegt. Er fühlt sich schwach und bedürftig. Er möchte sich zurückziehen und verkriechen. Auf was hat er sich nur eingelassen.

Er steht neben der Haustür. Ist sie abgeschlossen? Kommt er gar nicht hinaus? Er greift zur Klinke, in ihm ist die vage Hoffnung, dass die Tür sich nicht öffnen lässt und er umdrehen und bleiben kann. Aber kaum hat der die Klinge berührt geht die Türe auf. Jesus steht vor dem „alten Haus“, er hat die Türe geöffnet. „Komm“, sagt er, „ich helfe dir. Komm mit mir. Ich führe dich. Ich habe auf dich gewartet. Du musst nichts mitnehmen. Du kannst so kommen wie du bist. Ich freue mich, dass du endlich da bist.“

Die Tür ist offen.

Die Tür von der Nacht zum Tag
vom Tod zum Leben.

Jesus hat sie geöffnet.

Ich muss nur hindurchgehen.

Ein für alle Mal
und immer wieder.

Hindernisse

Vielleicht sind wir bereits zu lang im „alten Haus“, um noch erkennen zu können, dass wir festsitzen. Vielleicht haben wir uns an den Geruch des Alten gewöhnt. Von Moab (ein Volk im Alten Testament, Jeremia 48,11) wird berichtet, dass es auf seinen Hefen liegen geblieben ist und deshalb einen unangenehmen Eigengeruch entwickelt hat. Gott musste dieses Volk in ein anderes Gefäß schütten. Der Geruch des Alten ist nur von denen wahrzunehmen, die draußen stehen. Und der Geruch des Alten hat die Eigenschaft, dass er die Sinne benebelt und müde macht. Wir kommen dann gar nicht auf die Idee, dass es noch ein außerhalb geben könnte.

Gott hat Abraham zu einem weitreichenden und grundsätzlichen Aufbruch aufgefordert, als er 75 Jahre alt war (1.Mose 12,4). Für Abraham war das keine leichte Sache: Er verließ sein Haus, seine Familie, seine Verwandtschaft, seine gewohnte Umgebung, den Respekt, den er sich erworben hatte, er musste ganz von vorn anfangen. Das hat Gott ihm trotz seines Alters zugemutet. Das Neue war besser als das Alte: Eine große Verheißung war der Lohn des Aufbruchs, eine starke Zukunft, ein neues Land, die Heimat bei Gott (1.Mose 13,14-17).

Der Aufbruch ist gefährdet, vieles spricht dagegen. Das Alte hat einen gewaltigen Sog, eine faszinierende verführerische Kraft. Im Augenblick des Aufbruchs gebärdet sich das Alte stark, es hat gute Argumente auf seiner Seite, nämlich alles Bekannte, Vertraute, die lieb gewordenen Gewohnheiten. Während das Neue dagegen nicht viel zu bieten hat als Ungewissheit, Fremde, Neuanfang.

Was muss ich verlassen, wenn ich aufbreche? Mich selbst. Das macht diesen Moment mehr als brisant. Ich verliere mich. Ich lasse mich selbst los. Das klingt bedrohlich und gefährlich: Was habe ich noch, wenn ich mich selbst verlasse? Das Alte will uns glauben machen, dass wir sterben, wenn wir uns verlieren.

Aber die Wahrheit ist, dass wir nur das Gefängnis unseres Selbst verlassen. Das Gefängnis besteht aus den Vorstellungen über das eigene Leben, das eigene kleinliche Denken von uns selbst. Wenn wir uns selbst verlassen, dann können wir uns neu gewinnen. Und zwar so, wie wir wirklich sind, weil Gott uns so gedacht hat. Gott führt uns hinaus ins Weite, weil er Lust hat, mit uns unterwegs zu sein (Psalm 18,20). Er möchte, dass wir seinem Bild entsprechen, nicht dem unseren oder dem anderer Menschen. Er möchte unser Leben gestalten, füllen und vertiefen. Dazu muss er uns verändern und dazu müssen wir uns auf den Weg des Glaubens machen. Und wir können nur voller Vertrauen zu Gott sagen: Dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn.

Erste Zwischenfrage

Gibt es im „alten Haus“ auch Christen? Antwort: Leider ja.

Wer zwar aufbricht und das „alte Haus“ verlässt, aber in seinem Herzen das Alte nicht wirklich loslässt führt ein Doppelleben. Äußerlich hat er sich zwar von den Bedingungen und Gewohnheiten des „alten Hauses“ gelöst, aber innerlich hat er sich nicht verändert. Er nimmt das „alte Haus“ mit, wenn er aufbricht. Bald kehrt er zurück. Aber weil er ja Christ geworden ist, richtet sich der Mensch nun im „alten Haus“ nach christlicher Weise ein. Er verwandelt es in ein christliches „altes Haus“. Er verklärt das Alte, übermalt es fromm. Ich vermute, es ist das Problem vieler Christen, dass sie keine bewusste Abkehr vom alten Wesen vollzogen haben und deshalb ein ganzes Christenleben lang mit einem Teil ihres Herzens die Alten geblieben sind. Deshalb gibt es eine Menge christlicher Gewohnheiten, die genauso der Ablenkung dienen wie die weltlichen Beschäftigungsformen im „alten Haus“. Regeln und Festlegungen bestimmen den Tagesablauf und das Miteinander. Es ist genau festgeschrieben, was erlaubt ist und was nicht. Das Leben wird in ein frommes Gefängnis gesperrt, die Enge wird als Gottes Bewahrung verkauft. Man kreist nur um sich selbst. Traditionen ersetzen das Leben, festgelegte Abläufe erwecken den Eindruck, dass es in dem „alten Haus“ christlich zuginge. Aber in Wirklichkeit spielt sich nur ein frommer Betrieb ab. Die Menschen werden mit Vielem beschäftigt und kommen in Wirklichkeit nicht zur Besinnung. Der Schein zählt mehr als das Sein. Man trifft sich im Hauskreis und bleibt doch der Alte, man besucht Gottesdienste und verändert sich nicht, man nimmt an Gemeindeveranstaltungen teil und fühlt sich als große Familie – aber man begegnet sich nicht selbst.

Die einzige Chance für einen echten und befreienden Aufbruch ist, einmal all den frommen Murks und die christliche Beschäftigungs-Maschinerie aufzugeben, alles was mit frommem Verhalten zu tun hat, aber wenig mit Jesus persönlich, hinter sich zu lassen und bereit sein, sich ganz arm und bedürftig Jesus für einen gemeinsamen Weg anzuvertrauen.

Der Stall

Wenn ich gesagt habe, dass Gott nicht das Alte bewohnen kann, ist das nur zum Teil richtig. Es stimmt, dass Gott in das Alte kommt, aber das Alte wird dadurch aufgesprengt, denn die Weite Gottes passt nicht in die Enge des Alten.

Dass Gott in das „alte Haus“ kommt, zeigt der Stall von Bethlehem. Der Stall ist das „alte Haus“ – schon allein sichtbar in seiner Vorläufigkeit. So dürftig und wackelig sieht das „alte Haus“ in Wirklichkeit aus. Aber genau an diesen alten Ort kommt das neue Leben von Gott und alles wird anders: die Engel singen, das Licht leuchtet, geheimnisvolle Könige von weither tauchen auf, alte Hirten knien vor dem Kind, Ochs und Esel (wie von Alters verheißen) bestätigen den Einbruch des Neuen in das Alte.

Während wir versuchen aus dem Gefängnis unseres Ichs auszubrechen (und es gelingt uns auch mit der Hilfe Gottes), wählt Gott den umgekehrten Weg: Er bricht in das Alte ein und verwandelt es von innen. Dass es für die Menschen im „alten Haus“ Momente der

Erkenntnis ihrer selbst und ihrer tatsächlichen Situation gibt, ist der Beweis dafür, dass Gott auch hier gegenwärtig ist. Er schafft sich im „alten Haus“ Räume der Begegnung, er tritt den Menschen, die hier wohnen in den Weg, er erinnert sie an sich. Immer wieder räumt er im „alten Haus“ auf und um, öffnet die Fenster und lässt den Wohlgeruch seiner Weite einziehen. Dass der Aufbruch möglich ist, liegt allein an seiner geheimnisvollen und subversiven Arbeit im „alten Haus“. Er weckt die Sehnsucht nach neuem Leben.

Wenn es uns bewusst wird, dass unser altes Leben genauso eine Hütte ist wie der Stall von Bethlehem, dass nichts daran Bestand haben kann, sondern dass sie abgerissen werden muss, erschrecken wir. Das geht uns nun doch zu weit. Diese Hütte ist doch unser Leben, lieber wäre uns, dass Jesus, der ja alles vermag, dieses „alte Haus“ saniert. Es wäre für ihn doch kein Problem, durch Renovierungsmaßnahmen das Alte ins Neue zu überführen. Aber Gott möchte eine klare, eindeutige Veränderung, eine deutliche Zäsur. Er will nicht, dass irgendetwas Altes in uns bleibt. Es ist nicht in seiner Absicht, dass wir über unsere alten Gewänder nur die neuen überstreifen, uns eine neue, andere Fassade zulegen (2.Korinther 5,2-4). Wir wollen mit der neuen Hütte *überkleidet* werden, das scheint uns das Einfachste zu sein. Aber das ist es nicht, das Alte muss vergehen, die alten Fetzen müssen abgelegt, die Bruchbude abgerissen werden. Erst dann gibt es Platz für Neues, erst dann kann das Leben neu beginnen – das Neue würde sich sonst mit dem Alten vermischen, der alte Sauerteig würde sich durchsetzen und alles durchsäuern. Nein, der neue Wein, das neue Leben, brauchen neue Gefäße (Matthäus 9,17).

Nicht nur die Hütte muss abgerissen werden, sondern auch der Tempel (Matthäus 26,61). Auch die großen stolzen Traditionen, die wertvollen Zeichen der Macht vergehen und machen Platz dem neuen Leben. Jesus ist das Leben. Wer sich für das neue Leben entscheidet, entscheidet sich für ihn – auch wenn es wie ein armes Leben scheint, ist es doch die Fülle Gottes. Alles wird neu, das Alte hat in jedweder Form keinen Bestand. Was sich mächtig macht und wichtig gebärdet, hat keinen Platz im neuen Land. Wer aufbricht lässt das Große, das Gewaltige, das scheinbar Wichtige zurück und wird ganz unmittelbar – so kann er verändert werden, so kann er neu werden.

Jeder Mensch steht mindestens einmal im Leben im Stall von Bethlehem. Es wird ihm gewahr, wie bedürftig und vorläufig das Haus seines Lebens ist, er erkennt die Baufälligkeit und das Unbehaustsein seiner Existenz: Er lebt in einem Stall. Dann schaut er um sich und bemerkt das Kind in der Krippe und es wird ihm bewusst, dass Gott genau diesen Ort ausgewählt hat, um geboren zu werden. Gott kommt durch seinen Sohn Jesus in die Hinfälligkeit und Armut unseres Lebens!

Wenn es gut geht, begreift der Mensch, dass seine ungesicherten Lebensumstände der Ort ist, wo Jesus geboren wird, wo sich Gott verwirklicht. Das gibt ihm ungeheure Kraft und er beginnt aus der bisherigen Hütte seines Lebens auszuziehen, um eine neue, wohnlichere Heimstatt zu finden.

2. Etappe: Die Ebene des Aufbruchs

Die erste Wegstrecke

Ist der Aufbruch erst geschafft, geht alles andere wie von selbst. So hoffen wir zumindest, aber wir täuschen uns. Es stimmt zwar, dass Gott mit uns geht und Jesus unser Wegbegleiter ist. So werden wir vor den größten Schwierigkeiten bewahrt, die uns anfangs nur überfordern würden (2.Mose 13,17-18). Würden wir zu schnell auf große Hindernisse stoßen, würden wir bald verzagen, aufgeben und vielleicht auch reumütig ins „alte Haus“ zurückkehren. Aber trotzdem ist alles offen. Die erste Wegstrecke ist entscheidend: Halten wir durch oder kehren wir um? Erweist sich unser Aufbruch nur als ein kurzer Ausflug ins neue Leben – nach dem Motto: „Ich bin dann mal weg – aber ich komme bald wieder zurück“, oder handelt es sich um ein grundsätzliches Losgehen ohne Möglichkeit zurückzukehren? Rasch zeigt es sich, ob die Entscheidung ernst gemeint war: Wollen wir uns wirklich auf den Weg machen, sind wir bereit auch Schwierigkeiten und Mühen auf uns zu nehmen? Oder brechen wir beim ersten Hindernis in Tränen aus und wollen heim ins Gewohnte?

Es ist ein Geschenk Gottes, wenn der Aufbruch gelingt und die erste Wegstrecke leicht geht, wenn die Begeisterung über unseren Mut und die Freude am Neuen größer ist als alles, was sich uns in den Weg stellt. Wenn wir uns unüberwindlich und stark fühlen, weil wir es endlich geschafft haben, die alten Gewohnheiten zu durchbrechen. Wenn die Neugier auf das Neue und die Lust am Abenteuer größer sind, als das Bedürfnis nach Bequemlichkeit, beginnt der Weg Spaß zu machen.

Wir haben das „alte Haus“ hinter uns gelassen und schauen ins Land: vor uns die Weite Gottes. Es wird uns klar: „Du gibst meinen Schritten weiten Raum“ (Psalm 18,37). Wir fühlen uns befreit: „Unsere Seele ist entronnen, das Netz ist zerrissen, wir sind frei“ (Psalm 124,7). Morgenluft weht uns entgegen, wir atmen Frische und spüren, wie die Kraft in uns einzieht. Es ist die Kraft des Anfangs, des Neubeginns. Wir fühlen uns wie neu geboren und schauen zuversichtlich und mutig dem anbrechenden neuen Tag entgegen. Der Aufbruch am frühen Morgen hat unsere Sinne geschärft, wir nehmen mehr wahr, als jemals vorher: den Gesang der Vögel, das Rauschen der Bäume, sehen den Tau auf den Feldern, riechen die Frische des Grases und fühlen das Streicheln des Windes. Das alles macht uns kühn: Wir spüren uns selbst, unsere Kraft. Vielleicht zum ersten Mal in unserem Leben wird es uns klar, dass wir einen Körper haben, der von Kraft und Energie erfüllt ist. Es ist das Leben, das in uns pulsiert. Das Leben, das uns gehört, weil es uns von Gott geschenkt wurde und das nun zu diesem neuen Weg passt. Hierher gehöre ich! Hier bin ich richtig.

Wir setzen Schritt vor Schritt. Dabei erfahren wir, dass wir beweglich sind. Wir sind so gebaut, dass wir vorangehen können. Wir haben keine statische Existenz, sondern eine dynamische. Wir sind in Bewegung: Wir stehen auf einem sicheren Untergrund, Schritt für Schritt erfahren wir es neu. Unsere Sohlen haben Kontakt mit dem Boden. Wir stehen aufrecht und recken unseren Kopf den Wolken entgegen, unsere Wirbelsäule strafft sich. Die

Arme verschaffen uns ein sicheres Gleichgewicht, die Hände greifen nach vorn, halten fest und lassen los. Der Atem geht gleichmäßig. Wir spüren, wie der Sauerstoff des neuen Morgens unsere Lungen füllt. Das ist das Leben pur, mit Haut und Haaren, Augen, Ohren, Nase und allen Sinnen, der ganze Körper ist am Aufbruch beteiligt.

Ich bin bei mir! Dieser Aufbruch ist meine Sache, meine Gelegenheit. Ich wollte losgehen. Ich habe eine eigene Entscheidung getroffen, nicht andere haben über mich bestimmt. Zum ersten Mal in meinem Leben erfahre ich, was es heißt, eigene Schritte zu gehen. Es ist noch mühsam, ich kenne mich noch zu wenig. Ich bin es nicht gewöhnt auf eigenen Füßen zu stehen. Aber es fühlt sich gut an, denn es ist mein Weg und so wie ich diesen Weg gehe, ist ihn vor mir noch niemand gegangen. Mit jedem Schritt mache ich den Weg zu meinem Weg und ich merke, wie mich jeder Schritt verändert. Der Weg verändert sich und der Weg verändert mich. Je mehr ich das Alte hinter mir lasse, desto sicherer und selbstbewusster schreite ich aus. Ich gehe und komme zu mir. Ich gehe und finde meine Bedeutung: Es ist bedeutsam, dass ich gehe, denn ich komme voran – auf meinem Weg.

Zu sich selbst kommen

Der Mensch, der dem Gefängnis des „alten Hauses“ entronnen ist hat es zunächst schwer mit sich. Er hat sich noch nicht gefunden, denn bisher haben andere über ihn bestimmt oder er war in Zwänge oder geregelte Abläufe eingebunden, nicht Subjekt seiner selbst sondern Objekt anderer. Er weiß nicht, wer er ist. Zudem kann er nichts mit sich und seiner neu gewonnen Freiheit anfangen. Was soll er tun, wo ist er richtig, was passt zu ihm? Das sind die ersten anfänglichen Fragen des neuen Lebens. Dieser Mensch nach dem Aufbruch fühlt sich tatsächlich wie neu geboren. Er sieht die Welt als wäre es das erste Mal. Er staunt und wundert sich: Damit hat er nicht gerechnet. Er muss nun entdecken, wie er in diese Welt passt, herausfinden, wo sein Platz ist. Die ersten Schritte sind Suchbewegungen. Für einen Beobachter wirken sie vielleicht seltsam und unbeholfen, er stolpert in die Welt hinein und steht sich bei manchem Schritt selbst im Weg. Während es bei der Etappe des „alten Hauses“ darum geht, *äußerlich* frei zu werden, geht es auf der Ebene des Aufbruchs um die *innere* Befreiung.

In der Weite der Ebene des Aufbruch fragt sich der Mensch, der aufgebrochen ist: Wer bin ich? Er schaut um sich und versucht Anhaltspunkte zu finden, die ihm helfen, sich zu orientieren. Bei der Suche nach seinem eigenen Standort stößt er auf andere Menschen. Die sind wie er, auf der Ebene des Aufbruchs unterwegs, haben ähnliche Erfahrungen wie er hinter sich. Sie erzählen einander was sie bisher erlebt haben und bekräftigen voreinander ihre Entscheidung zum Aufbruch. Das macht sie sicher. Sie wollen unter keinen Umständen mehr zurück!

Dann gehen sie eine Wegstrecke miteinander. Da sie alle nicht so sicher sind, wie das Gehen in die Weite funktioniert, kommt es zu Missverständnissen. Sie müssen sich gemeinsam zurechtfinden, ihren inneren Kompass justieren. Dabei erklären sie sich gegenseitig, was

ihnen wichtig ist. Jeder gibt seine innersten Gedanken preis, macht deutlich, auf was es ihm ankommt. Dabei lernt sich jeder intensiver kennen, begreift was seine Besonderheit ist und was er kann. In der Auseinandersetzung über den gemeinsamen Weg, über die Art, die Dauer und das Tempo des Unterwegsseins, über den richtigen Ort für eine Rast, über die sachgerechte Bewältigung von Hindernissen, finden sie heraus, welche Gaben und Fähigkeiten sie haben. Jeder gibt seinen Beitrag, dabei spüren sie, was genau zu ihnen passt, wo sie mit sich identisch sind.

Die Ebene des Aufbruchs ist eine Zeit der Suche nach sich selbst, nach Gott und nach dem anderen. Deshalb gibt es auf dieser Ebene viele Pfade, die Wege des einzelnen gehen kreuz und quer, der Weg ist noch nicht so eindeutig auf ein Ziel ausgerichtet. Hier herrscht eher das Motto der Weg ist das Ziel (aber nur hier). Es ist die erste Phase der großen Reise und damit noch ein Experimentierfeld, die Zeit des Ausprobieren, Erfahrens und Erforschens. Diese Zeit ist auch die Zeit der ersten Liebe. Deshalb sind keine Wege zu weit, kein Umweg zu mühsam, keine Schwierigkeiten zu groß. Alles wirkt wie verklärt, in einem freundlichen Licht. Überall stehen Zeichen der Ermutigung, jeder kleine Erfolg stärkt die Motivation zum Weitergehen und jedes bewältigte Hindernis weckt neue Begeisterung. Und bei jedem Schritt wächst die innere Stärke und die Gewissheit, dass es gut war, aufgebrochen zu sein.

Die Gefahren der ersten Wegstrecke

Die Ebene des Aufbruchs birgt einige Gefahren. Die erste ist: Sie ist eine Ebene, die Schwierigkeiten halten sich in Grenzen, es geht leicht und zügig voran. Man denkt, das müsste nun immer so weitergehen, man stellt sich auf einen einfachen, unkomplizierten Weg ein.

Außerdem ist man so mit sich beschäftigt, dass man gar nicht so sehr auf den Weg achtet. Das ist ja auch nicht das Vorrangige auf dieser Wegstrecke. Man ist bei sich und bei den einzelnen Schritten, so dass man das große Ganze nicht sehr aufmerksam wahrnimmt. Es kann geschehen, dass man dabei im Kreis geht und unversehens wieder vor dem „alten Haus“ steht und den Aufbruch letztlich doch als einen einmaligen Ausflug versteht.

Die zweite Gefahr ist, dass die erste Liebe des neuen Tages zu einer Selbstverliebtheit führt. Man fühlt sich angesichts des vollzogenen Aufbruchs und der gut bewältigbaren Schwierigkeiten für unüberwindlich stark. Man überschätzt sich und zieht seine Kreise nicht nur im Gelände, sondern kreist genauso um sich selbst. In der Gemeinschaft der Weggefährten wird man bald unausstehlich durch die ständigen Protzereien. Man tut so, als wäre man bereits ein ausgesprochen geistlicher Mensch, würde sich auskennen, spielt sich in den Vordergrund, macht sich größer als man ist. Das geht solange, bis man auf der Nase liegt. Wohl dem, der jetzt über sich und seine Angebereien lachen kann und wieder zu seiner normalen Größe zurückfindet. Es ist ratsam vor allem bei dieser ersten Etappe des Weges ein Suchender, Fragender, Hörender zu sein.

Daraus ergibt sich die dritte Gefahr: am Anfang eines Weges geht man leicht zu schnell. Man ist noch fit, beflügelt, spürt die Kraft des Anfangs. Aber der Weg ist weit. Es ist nicht wichtig, schnell voranzukommen. Es ist wichtiger am Ziel anzukommen. Ausdauer ist gefragt, die Kraft muss reichen. Lieber am Anfang langsamer gehen, keine schnellen Erfolge produzieren, sondern gründlich, den einen Fuß vor den anderen setzen, bewusst Schritt für Schritt gehen, lernbereit sein, sich etwas sagen lassen von anderen, die hier schon länger unterwegs sind. Demut zeichnet den aus, der seine ersten Schritte versucht. Er findet zu seinem Tempo, zu der Geschwindigkeit, die zu ihm passt. Für die Dauer des Weges ist das entscheidend, dass die optimale Art des Gehens gefunden und eingeübt wird – beim einen ist das langsamer, beim anderen etwas schneller, aber niemals gehetzt. Wer voranprescht, verausgabt sich und hat bald keine Kräfte mehr, erschöpft bleibt er am Wegesrand und will nur noch zurück. Die Frage heißt: Welches Tempo passt zu mir? Wo brauche ich Pausen? Wie halte ich auch eine sehr lange Strecke durch ohne schlapp zu machen?

Dazu kommt eine weitere wichtige Angelegenheit, die es zu beachten gilt: Was nehme ich mit? Die Anfänger des Weges stehen in der Gefahr, dass sie zu viel mit sich herumschleppen. Sie denken, dass es gut ist, für alle Eventualitäten gewappnet zu sein. Sie wollen sicher sein, dass sie für jeden Fall gerüstet sind: Pflaster, Wetterschutz, genügend Proviant, Zelt, Jacke und vieles mehr tragen sie auf ihrem Rücken. Wenn es zu viel ist, ermüden sie schneller. Das, was ihnen Sicherheit geben sollte, wird zur Belastung und zwingt sie letztlich zum Aufgeben. Mit leichtem Gepäck gehen, das ist die Kunst! Wer die ersten Wege geht, wird also immer wieder seinen Rucksack absetzen müssen und alles Überflüssige aussortieren. Er braucht nur das Allernötigste: Den nächsten Schluck Wasser, den nächsten Bissen Proviant, die Bibel für die tägliche Ration, Stift und Block für die wichtigsten Erkenntnisse. Alles andere wird sich finden, wenn es gebraucht wird. Wer gelernt hat zu vertrauen, braucht nicht viel mit sich herumzuschleppen. Er ist sich sicher, dass zur richtigen Zeit eine Lösung für seine Probleme sichtbar wird. Notfalls muss man findig sein und sich auf die eigene Erfahrung oder Kenntnisse verlassen: Ich werde mir schon helfen wissen!

Noch eine Gefahr gilt es im Auge zu behalten: Das ist die Frage nach der Richtung. Wohin geht die Reise? Man ist einfach aufgebrochen, wollte nur weg vom „alten Haus“. Man weiß, von was man sich abkehrt, hat sich konkret von früheren Gewohnheiten verabschiedet – aber was kommt nun? Wer weiß, *wogegen* er ist, weiß noch lange nicht, *wofür* er in Zukunft sein will. Momentan kümmert er sich vor allem um den jeweils nächsten Schritt hat einen Blick für die Details am Weg oder achtet auf alle Regungen, die er in sich spürt. Aber dabei kann es ja nicht bleiben. Der Weg braucht ein Ziel, die Suche eine Richtung. Wer auf Dauer alles offen lässt, für den ist jeder Weg der richtige. Er wendet sich einmal hierhin und dann dorthin. Der Weg des Glaubens verläuft anders, er ist nicht beliebig, er ist vorgegeben. Für jeden Menschen auf seine Weise. Aber wohin er geht und welche Route er nimmt, das gilt es nun herauszufinden.

Die Ebene des Aufbruchs ist nicht der ganze Weg, sondern nur eine Etappe. Hier ist der Anfang, es geht weiter. Die Ebene des Aufbruch ist weites Land, es bietet viel Raum und

große Freiheit, sich selbst zu erfahren: herauszufinden, wer man ist und wie man unterwegs sein kann, was man in sich hat und was man deshalb nicht mit sich herumschleppen muss und welche Gaben und Fähigkeiten darauf warten eingesetzt zu werden. Letztlich geht es um die Berufung des einzelnen Menschen: „Gott, was willst du, was ich für dich tun soll?“

Das Entscheidende in der Ebene des Aufbruchs ist, herauszufinden, welchen Auftrag Gott dem Menschen gibt. Alle Hinweise, die der Mensch auf diesem Weg kreuz und quer durch diese Ebene erhält (und es sind viele wenn er aufmerksam ist), dienen dazu, das zu entdecken: „Gott, welchen Auftrag hast du für mich?“

Wenn der Mensch das weiß, dann kennt er die Richtung seines Weges, dann kann er den Berg des Weitblicks ansteuern, auf dem er seinen Auftrag konkretisieren soll.

Lasten ablegen

Der Weg durch die Ebene des Aufbruchs gelingt nur dann, wenn wir immer wieder bereit sind, Lasten abzulegen. Denn es ist sonderbar: je mehr wir zu uns finden und uns entdecken mit unseren Möglichkeiten, desto mehr zeigen sich auch unsere Unmöglichkeiten, je mehr wir unsere Fähigkeiten herausfinden, desto mehr spüren wir die Bereiche, in den wir unfähig sind. Wenn wir uns klar machen, wo unsere Gaben liegen wird uns deutlich, worin die Aufgaben bestehen, denen wir uns stellen sollen und begreifen die Möglichkeit des Scheiterns. Es ist nicht automatisch so, dass unser Schritt beim Gehen immer leichter wird, der Gleichklang der Bewegungen geübter. Genauso kann es Schritt um Schritt mühsamer vorangehen, die Belastungen unseres Lebens können immer drückender und beschwerender sein. Auch melden sich zusätzlich die Altlasten, die mehr oder weniger verborgenen Reste aus dem „alten Haus“ die wir – zäh an uns klebend – immer noch mit uns herumschleppen und uns mit Macht ins Alte zurückziehen wollen.

Die Lasten, die wir spüren (vor allem in dieser Etappe) müssen wir immer wieder loswerden. Wir geben sie in die Hand Gottes. Wir packen sie vor ihm aus, schonungslos und offen und werden frei von ihnen. Wir stellen uns zu unserer Schuld, unserem Versagen und Scheitern und bitten Gott um Vergebung. Jedes Mal, wenn uns alte Anteile des früheren Lebens bewusst werden, geben wir sie an Gott ab. Er soll sich darum kümmern.

Wo es möglich ist, helfen uns andere Menschen, die mit uns auf dem Weg sind, die Last unseres Lebens zu verkleinern. Sie hören uns zu, wenn wir ihnen sagen, was uns bedrückt und am Weitergehen hindert. Sie bringen mit uns zusammen die Last vor Gott und sprechen uns zu: „Im Namen Jesu, dir sind deine Sünden vergeben. Es trennt dich nichts mehr von Gott. Die Lasten hat Jesus auf sich genommen.“

Denn die größten Hindernisse unseres Weges liegen (besonders am Anfang) nicht auf unserem Weg, sondern in uns. Wenn wir blockiert sind und nicht mehr weiterwissen oder weiterkönnen, dann liegt das meistens daran, dass die innere Last zu groß geworden ist. Die innere Last setzt sich zusammen aus eigener Schuld, der Schuld anderer an mir und den Verletzungen, die ich erlitten habe. Manchmal ist die innere Last so groß, dass es kein Weitergehen gibt. Dann sitzt der arme Mensch am Wegrand und kann nicht mehr, er hat

den Eindruck, dass er nicht vor und nicht zurück kann. Er hängt fest, an seiner eigenen Schuld.

Dann braucht er andere Menschen, die ihm aufhelfen, Seelsorger, die in der Ebene des Aufbruchs ihren Samariterdienst tun. Sie helfen, dass der Mensch, der verwundet und belastet am Wegesrand liegt, wieder auf die Füße kommt: Wo andere an ihm schuldig geworden sind, kann er ihnen vergeben und aus ihrer Schuld entlassen. Wo er an anderen schuldig geworden ist, kann er um Vergebung bitten – die Menschen, die er gekränkt hat und Gott. Sollten die Menschen nachtragend sein, die er um Entschuldigung bittet, wird Gott ihn freisprechen und er spürt danach wie die Last verschwindet. Die Verletzungen, die andere ihm geschlagen oder die er sich selbst beigefügt hat, kann er mit dem Seelsorger zusammen vor Gott bringen und ihn bitten, dass er Heilung schenkt. Er spürt dann, wie der Schmerz geringer wird. Das was alt war, soll neu werden, was krank ist heil und gesund.

So dient der Weg durch die Ebene des Aufbruchs dazu, den Menschen für eine weite Strecke vorzubereiten, auszurüsten und zu stärken, damit er nun losgehen kann auf dem Weg, den Gott ihn führt: frei, gesund, demütig und dienstbereit. In der Ebene des Aufbruchs ist die Veränderung, die mit dem, der sich auf den Weg gemacht hat, vorgeht, am sichtbarsten. Aus einem alten Menschen wird ein Jünger Jesu.

Das ist überhaupt sonderbar an der Ebene des Aufbruchs: Sie sieht ein wenig aus wie das Land Galiläa, die Gegend in der Jesus seine Jünger schulte und sie die ersten Lektionen der Nachfolge lehrte

Zweite Zwischenfrage

Gibt es Menschen, die in der Ebene des Aufbruchs bleiben? Antwort: Ja, die gibt es.

Aber wer sich einrichtet an diesem Ort, baut nur wieder ein neues „altes Haus“. Man kann nicht beständig am Anfang stehen bleiben. Es gehört zu dem Prozess der Veränderung, dass wir uns weiterentwickeln. Wenn wir stehen bleiben und denken, es wäre genug gewandert auf diesem Weg des Glaubens, dann fallen wir zurück in die alten Zustände. Wir verlieren das, was wir gewonnen und erkannt haben. Es geht aber weiter, wir sind noch nicht am Ziel. Wir sind im Werden, was wir erleben ist ein Durchgang zum nächsten Abschnitt. Es kommt noch mehr!

Genauso fatal ist es, wenn Menschen die Ebene des Aufbruchs im Schnellschritt durchqueren, nur bestrebt weiterzukommen. Sie kommen zwar schnell voran, aber sie sind nicht gerüstet für die nächsten Etappen des Weges. Ihr Glaube ruht auf einem wenig stabilen Untergrund. Sie haben nicht gelernt sich selbst zu verstehen, sie sind nicht vertraut geworden mit sich selbst und den Bedingungen des Glaubenswegs. Das birgt die Gefahr, dass sie bei der nächsten Schwierigkeit erlahmen oder der kleinsten Versuchung erliegen. Vielfach gibt es in den christlichen Gemeinden Menschen, die zu schnell Mitarbeiter geworden sind. Gerade erst haben sie den Weg des Glaubens begonnen und schon übernehmen sie Verantwortung. Es ist gut, nicht passiv dabei zu sein, sondern sich einzubringen. Aber das zunächst als Lernender, Suchender, der sich einem erfahrenen

Christen an die Seite stellt, um herauszufinden, wie es ist, anderen zu dienen. Aber zuerst muss er zulassen, dass andere ihm dienen und er braucht Zeit, um in die neue Existenz seines Lebens hineinzuwachsen.

3. Etappe: Der Berg des Weitblicks

Panorama

Der Berg des Weitblicks ist ein Hügel, der am Ende der Ebene des Aufbruchs aufragt. Die Wege, die hinaufführen sind recht angenehm zu gehen, es gibt keine steilen Stellen. Es ist eher die Frage, die sich der Wanderer an seinem Fuße stellt, ob er überhaupt hinaufsteigen soll, oder ob er den Weg unten herum wählt. Der Berg bietet von unten nichts Besonderes, er ist eher eine Erhebung. Wer hinaufsteigt, muss über sich selbst hinaussehen wollen, sonst lohnt sich der Aufstieg nicht.

Auf dem Berg ist eine kleine Plattform, die eine Rundumsicht gewährt, keine Bäume verstellen den Blick zum Horizont, so als wäre hier schon immer der Ort gewesen, an dem sich die Menschen einen Überblick verschaffen wollten. Unterhalb, in der Ebene des Aufbruchs, sind die verschlungenen Weg zu sehen, die ganz unterschiedliche Erfahrungen ermöglichen. Von oben sehen sie aus, als verbände sie ein sinnvolles Muster ohne dass sich seine Logik erschließen ließe. Wahrscheinlich kennt nur Gott die Bedeutung der Verbindungen dieser Wege.

Weit im Hintergrund, am Beginn des Weges ist im Dunst das „alte Haus“ zu erkennen. Aus der Ferne sieht es noch wackeliger und baufälliger aus, als von Nahem. Was sich dem Beobachter erst jetzt von hier aus erschließt ist die Tatsache, dass hinter dem „alten Haus“ eine große Wüste beginnt, die sich bis zum Horizont (und vielleicht noch weiter) erstreckt. In diese Richtung gibt es keinen Weg. Es ist die Wüste der Harmlosigkeit, die sich immer weiter ausbreitet und immer mehr früher fruchtbare Gegenden zum unwirtlichen Land macht.

In der anderen Richtung – in Richtung Zukunft – ist nur das Gebirge am fernen Horizont zu erkennen. Dorthin führt der Weg – und darüber hinaus. Jetzt zeigt sich auch, dass der Berg des Weitblicks auf der anderen Seite steil abfällt. Der Beobachter ahnt eine tiefe Schlucht. Ob sein Weg dort hinunter führt?

Aber zunächst heißt es, den Weitblick zu genießen, den bisherigen Weg auszuwerten und Pläne für den Weiterweg zu schmieden. Auf diesem Gipfel geht es um Visionen und Ziele. Der Berg des Weitblicks ist wie (wahrscheinlich) der Berg Tabor ein Berg der Verklärung (Matthäus 17,1-9).

Vision und Ziele

Während sich auf der Ebene des Aufbruchs die Dinge fast zufällig ergaben, wird auf dem Berg des Weitblicks gearbeitet. Jetzt gilt es, die Erfahrungen des bisherigen Weges zu analysieren, festzuhalten und in das eigene Leben zu integrieren. Das waren alles Geschenke – aber wie alle Geschenke müssen sie ausgepackt und angenommen werden. An diesem Ort müssen wir die Dinge, die sich ereignet haben und die Erkenntnisse, die uns geschenkt wurden aneignen, sie zu den unseren machen. Das ist zunächst eine sehr persönliche Arbeit. Folgende Fragen verlangen hier nach einer Antwort: Wo komme ich her? Welche Wege bin

ich gegangen? Welche Erfahrungen habe ich gemacht? Erkenne ich einen roten Faden, der sich durch alle Erlebnisse zieht? Gibt es ähnliche Begebenheiten, Dinge, die sich wiederholten? Was habe ich gelernt? Was fiel mir schwer? Wo kam ich an meine Grenzen? Wie habe ich sie bewältigt?

Eine Frage zieht andere nach sich. Es geht darum, nun wie bei einem Puzzle, Stück um Stück zusammenzulegen, damit sich ein Bild ergibt. Es ist das Bild von mir. Ich will verstehen wer ich bin und dieses Bild zu meinem eigenen machen. Ich warte, bis ich bei mir selbst angekommen bin.

Vielleicht lohnt es sich, tatsächlich ein Bild von sich zu malen? Vielleicht bekomme ich einen anderen Zugang zu mir selbst, wenn ich mir überlege, wie ich aussehen würde, wenn ich ein Möbelstück wäre, ein Tier, ein Baum (wo steht er?) oder ein Zimmer (in welchem Gebäude?).

Wenn ich mir selbst sicher bin, dann kann ich noch einmal – in Gedanken – ins „alte Haus“ zurückkehren: Was hat mich dort bestimmt? Was hat mich fasziniert und festgehalten? Und dann vor allem die Frage: Welcher Impuls hat mir letztlich die Kraft gegeben, das „alte Haus“ zu verlassen? Welche Sehnsucht und welche Hoffnung waren in meinem Herzen, als ich aufgebrochen bin?

Das sind alles wichtige Bauteile, aus denen sich der Auftrag, den mir Gott gegeben hat, zusammensetzt. Auf meinem Weg durch die Ebene des Aufbruchs habe ich diese Teile gesammelt, nun sortiere ich sie und setze sie zusammen. Aus dem Auftrag soll sich die Vision ergeben und aus dem Auftrag will ich ebenso die Ziele für meinen weiteren Weg formulieren.

Wer zu schnell durch die Ebene des Aufbruchs geeilt ist und viele Zeichen am Weg nicht wahrgenommen hat und nun mit leeren Händen auf dem Berg des Weitblicks steht, hat es schwer, Auftrag, Vision und Ziele zu entwickeln. Er ist in der Gefahr, seinen eigenen Vorstellungen und Vorlieben nachzugehen und formt daraus unrealistische Utopien, die aber nicht lange halten, weil sie nicht zu ihm passen. Utopien sind wie ein Gewand, das ein paar Nummern zu groß ist, nicht zu dieser Person gehört und auch keine passende Bekleidung für den weiteren Weg darstellt.

Aus dem Auftrag ergibt sich die Vision. Die *Vision* beschreibt, wie es sein wird, wenn dieser Auftrag ausgeführt ist: Was wird dann anders sein? Was hat sich verändert? Wenn die Vision sich erfüllt hat, ist die Veränderung gelungen, sind wir am Ende des Weges angelangt.

Ziele sind die Konkretisierung des Auftrags: Wie setze ich diesen Auftrag um? Was will ich tun? Was kommt zuerst und was dann? Aber das entscheidende ist der *Auftrag*. Ihn gilt es so klar wie irgend möglich zu formulieren und festzuhalten. Denn dieser Auftrag ist meine Verantwortung. Durch ihn bekommt mein Leben eine deutliche Richtung: Ich weiß, was ich will. Ich weiß, was ich soll.

Ziele brauchen einen Ansatzpunkt: Von hier gehe ich los, hier knüpfe ich an. Wer seinen Ausgangspunkt nicht kennt, kümmert sich zwar um Ziele, aber er findet nicht den Weg, der ihn zu diesen Zielen führt. Wenn ich herausgefunden habe, wo ich hinwill, muss ich mir nur

noch überlegen, wo ich heute stehe, dann kann ich losgehen. Aber der gegenwärtige Standort muss bestimmt werden: Wo befinde ich mich jetzt gerade, heute, in der Gegenwart? Ziele verführen dazu, sich zu stark mit der Zukunft zu befassen. Aber der Berg des Weitblicks ist ein Ort des „Heute“, des momentanen Augenblicks. Den gilt es zu ergreifen.

Planen und Hören

Sich auf dem Berg des Weitblicks hinzusetzen und zu planen, den Auftrag zu definieren und daraus Vision und Ziele abzuleiten ist nicht jedermanns Sache. Nicht alle arbeiten so strukturiert und gründlich – vor allem, wenn es sie selbst und das eigene Leben betrifft. Das klingt auch formaler, als es in Wirklichkeit ist. Tatsächlich ist der Berg des Weitblicks ein kreativer Ort: Hier wird spekuliert, diskutiert, fabuliert, nachgedacht und immer wieder neu formuliert. Es gibt Menschen mit denen man sich austauschen kann: „Hör dir bitte mal an, was ich mir gerade überlegt habe. Was meinst du dazu? Wie klingt das in deinen Ohren?“ Weggenossen, mit denen man in der Ebene des Aufbruchs unterwegs war, können Hinweise geben. Es lohnt sich, sie zu bitten: „Sag mal, was denkst du über mich? Wie hast du mich wahrgenommen? Wo siehst du meine größten Stärken und meine größten Schwächen?“ Klar gibt es auch Enttäuschungen. Bisher hat man sich ein anderes Bild von sich gemacht, nun muss es korrigiert werden. Einiges, was man über sich selbst herausfindet, ist nicht so prickelnd. Es wird auch sichtbar, wo die Defizite sind. Das Eigenbild wird realistisch und wahr. Wo Defizite sind, überlegt man sich, wie sie verbessert und ins Ganze der eigenen Persönlichkeit möglichst harmonisch und stimmig integriert werden können.

Auf dem Berg des Weitblicks stehen auch Berater zur Verfügung, erfahrene Seelsorger und Mentoren, die helfen, wenn jemand sich in seinen Überlegungen verhakt oder sich nur noch negativ sieht. Jemand anderes muss vielleicht gebremst werden, weil sein Bild von sich, seine Visionen und Ziele überhöht und unrealistisch sind und ganz sicher bald zum Absturz führen. Wieder andere können gar nichts über sich erkennen, es fehlt ihnen die natürliche Fähigkeit, sich selbst wahrzunehmen, sich zu spüren und die eigenen Tiefen zu erforschen, sie fühlen sich nur verschlossen und unzugänglich. Hier sind Fachleute nötig, die behutsam einen Zugang freilegen. Was kommt zum Vorschein? Vielleicht sind es ganz frühe Verletzungen, traumatische Erfahrungen, die dazu geführt haben, dass ein Mensch sein Innerstes abkapselt.

Was auf dem Berg des Weitblicks geschieht, hat mit der Zukunft zu tun. Die Menschen, die dort sind, arbeiten an ihrem Zukunftsbild. Sie versuchen das Ferne ganz nah herbei zu holen, verbinden die Gegenwart mit der Zukunft. In ihren Gedanken eilen sie sich selbst voraus. Sie versuchen sich vorzustellen, wie es in 2, 5 oder 10 Jahren sein wird. Sie wollen sich darauf einstellen und vorbereiten. Sie wollen den Weg finden, der genau dorthin führt, wo sie dann sein sollen. Sie wollen sich selbst und Gottes Absicht nicht verfehlen.

Deshalb fragen Sie Gott. Auf dem Berg des Weitblicks ist Gott nahe, wie auf dem Berg der

Verklärung. Gott wird bestürmt: „Was willst du? Wie siehst du meine Zukunft?“ Dann wird in der Stille gelauscht: Was sagt Gott? Und es wird in der Bibel geforscht: Gibt es Bestätigungen? Gibt es Übereinstimmung? Wo trifft Gottes Wort auf mich zu, wo kann ich es auf mein Leben beziehen? Die Bibel wird dabei zum Prüfinstrument von allem, was in den Zukunftslaboratorien entwickelt und gefunden wird: Was ist Gottes Absicht – grundsätzlich und persönlich?

Die Stimme Gottes ist oft sehr leise und es bedarf großer Aufmerksamkeit, um sie zu verstehen. Nur der kann sich dem Reden Gottes ganz und unvoreingenommen stellen, auf ihn hören und ihn verstehen, der alles Alte abgelegt hat. Wer Altes festhält steht in der Gefahr, dass er sich verhält, weil seine eigene Stimme lauter ist als die Stimme Gottes und weil er beide Stimmen nicht unterscheiden kann. Er hört mehr auf sich, als auf Gott und was er versteht ist mehr die eigennützige Umsetzung der eigenen Vorstellungen.

Ergebnisse

Auf dem Berg des Weitblicks wird (wie in einer Konferenz, einer Tagung, einer Freizeit oder in einem Coachingprozess) gearbeitet. Es sind kostbare Momente, wenn man dann zu Ergebnissen kommt, wenn sich die Einzelteile stimmig zusammenfügen. Dann sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eins, dann ist man mit sich selbst identisch und dann fühlt man sich auch Gott ganz nahe. Es sind die Augenblicke der Einheit (wie immer auf einem Berg der Verklärung), Augenblicke, in denen die Zeit stillsteht. Für einen kurzen Moment versteht man, sieht man hinter die Dinge und begreift: Aha, so ist es! Wenige Zeit später ist es wieder ganz anders und man weiß gar nicht mehr, warum man so glücklich und zufrieden war. Aber diesen einen klitzekleinen Augenblick gilt es zu genießen. Man spürt dass sich der Aufbruch gelohnt hat (trotz aller Schwierigkeiten), man weiß, dass man auf der Ebene des Aufbruchs erste wichtige Erfahrungen gesammelt hat. Man steht nicht mehr am Anfang, man hat das Schlimmste geschafft (wirklich?), man hat herausgefunden wer man ist (zumindest ansatzweise) und fühlt sich stark genug, um auch einer ungewissen Zukunft gerüstet zu begegnen. Man spürt: Alles, was ich tue ist eins: Ob ich auf dem Gipfel oder im Tal bin, ob ich mich freue oder trauere, ob ich mutig bin oder ängstlich – alles ist ein Ausdruck meines Lebens. Und Gott ist mit mir – wer kann gegen mich sein? Eine kostbare Zeit der inneren Vergewisserung und des Mutes!

Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, die Entscheidung zum Aufbruch aus dem „alten Haus“ noch einmal bei Gott festzumachen. Damals war es ein unwillkürlicher Schritt, als ob man geschoben worden wäre. Mit dem Mut der Verzweiflung ist man vielleicht aus dem Haus gestürmt. Jetzt ist Zeit dafür noch einmal ganz klar zu formulieren, von was man sich abwendet, was man als „alt“ begriffen hat und welche Gewohnheiten nicht mehr zur neuen Zukunft passen. Ein Pakt mit Gott kann das bestätigen: „Gott, du hast mich herausgeführt. Das war gut so. Ich bin dir sehr dankbar für alles, was du mir gezeigt hast. Ich will nicht mehr dorthin zurück. Ich bitte, dich, dass du mir hilfst, mich zu verändern. Ich will mit dir gehen, an deiner Hand in deine Zukunft, die die beste Zukunft für mich ist. Hilf mir, führe mich, halte

mich fest!“ Wer auf dem Berg des Weitblicks ist, nimmt sich Zeit dieses Gebet so ausführlich wie möglich zu formulieren. Und scheut sich nicht, Gott alles zu sagen, was ihm dabei in den Sinn kommt.

Wer nun spürt, dass tatsächlich noch Lasten des Alten sein Herz blockieren, nimmt die Gelegenheit wahr, diese Lasten abzuladen. Es ist nie zu spät, um Vergebung zu bitten und anderen Menschen zu vergeben. Jetzt ist es ja klar, was man tun will, tun soll. Das Alte passt nicht mehr dazu. Um ganz bereit und fähig zu sein, den Auftrag Gottes auszuführen braucht es Menschen, die frei sind für Gott. Denn das was von Gott kommt ist weitaus besser als alles, was wir als persönliche Beeinträchtigungen, Kränkungen und Verletzungen in unserem Leben sammeln können. Nur wer ganz frei ist, kann Gott ungeteilten Herzens nachfolgen. Das Alte hat neben all dem Neuen, das so begeisternd, ermutigend, motivierend ist, keinen Platz mehr.

Die Ergebnisse auf dem Berg des Weitblicks werden zusammengefasst und notiert. Alle Punkte, die dazu geführt haben, werden aufgelistet. Es könnten Zeiten kommen, wo es nicht mehr klar verständlich und nachvollziehbar, warum man zu diesen Erkenntnissen kam. Bibelworte, Gottes persönliches Reden, Aussagen von Weggenossen und eigene Gedanken ergänzen die Formulierung des Auftrags. Er ist nun der Marschbefehl für den weiteren Weg. Die Ergebnisse sind kostbar, der Schatz des eigenen geistlichen Lebens, die Erkenntnisse im Angesicht Gottes, die festgestellte Gottes-Unmittelbarkeit: Gott ist hier und ich war in seine Nähe! Es lohnt sich ein eigenes Heft anzulegen mit diesen Erkenntnissen und Ergebnissen als Dokument des Weges der Veränderung, als persönliches Glaubensbekenntnis und als Vergewisserung für schwierige Zeiten. Sind alle Fragen geklärt, ist alles sortiert? Dann kann es weitergehen.

Gottes Arbeit

Aber auf dem Berg des Weitblicks wird nicht nur von Menschen gearbeitet, das Entscheidende tut Gott. Er kommt selbst zu dem Menschen, der sich um ihn bemüht und der sich anstrengt, die wichtigen Ergebnisse seines Nachdenkens zu notieren. „Lege für einen Augenblick dein Heft weg!“ gebietet er dem Menschen, „ich will mit dir reden.“ Der Mensch ist erstaunt. Er hat nicht damit gerechnet, dass Gott ausgerechnet zu ihm kommt. Wie soll er das verstehen? Ist er so wichtig? Oder hat er einen Fehler gemacht? „Nein“, sagt Gott, der in seinen Gedanken lesen kann wie in einem Buch, „ich will einfach Zeit mit dir verbringen. Du bist zu mir gekommen, jetzt komme ich auch zu dir. Ich bin gern mit dir zusammen. So nah wie jetzt wirst du mich auf deinem Weg nicht immer spüren. Aber ich bin trotzdem bei dir, egal wo du bist. Das wollte ich dir unbedingt sagen. Ich will dich stärken mit meiner Liebe, dir versichern, dass ich für dich da bin und dich immer lieben werde, weil du mir wichtig bist. Du bist mir wichtig!“ Gott kann gar nicht aufhören, das immer und immer wieder zu wiederholen und zu betonen. Er möchte, dass diese Erkenntnis ganz tief ins Herz des Menschen fällt, so dass er sich zeitlebens sicher ist und das nie wieder vergisst. Gott ist auf

meiner Seite! Er liebt mich! *Mich!*

Noch vieles andere sagt Gott zu diesem Menschen und dabei wird deutlich, dass Gott ihn persönlich kennt und alles weiß, was in ihm vorgeht. Er gibt ihm Erklärungen und redet ganz persönlich – aber das ist alles Privatsache zwischen diesen beiden, das geht sonst niemand etwas an. Am wichtigsten ist die Nähe Gottes, seine Liebe ist spürbar, unmittelbar, echt und herzlich. Die Erkenntnis, dass Gott ihn liebt, verändert den Menschen am meisten – wenn er diese Liebe zulässt. Diese Liebe macht ihn weich, nimmt allen Stolz und Rechthaberei, heilt die Verletzungen bis auf die Knochen, schenkt so viel Liebe, dass dieser Mensch in Zukunft sich selbst und andere noch besser und uneigennütziger lieben kann. Er braucht ja nicht mehr so viel für sich, er hat ja schon alles von Gott bekommen, nun kann er selbst austeilen. So ist Gott: Er gibt nicht nur einen Auftrag, sondern er ermöglicht auch seine Umsetzung. Am meisten hilft zur Umsetzung des Auftrags, dass der Mensch mit Gottesliebe erfüllt ist. Damit hat er alles, was er braucht.

Nach dieser intensiven Begegnung mit Gott sieht der Mensch zwar nicht weiter als vorher, aber er sieht auf Gott, der ihn kennt und liebt, das gibt ihm geistlichen Weitblick. Er weiß, dass er letztlich nichts, aber Gott alles weiß und Gott teilt ihm mit, was er wissen muss. Er kennt die Zukunft nicht, aber Gott kennt sie. *Er* ist die Zukunft. Gott kommt dem Menschen entgegen auf dem Weg, den er geht. Dort treffen sie sich.

Weil Gott der Herr der Zeit ist, ist für Gott Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eins.

Wenn der Mensch Gott begegnet, trifft er auch auf seine Zukunft.

Die große *Vision* beschreibt, wie der Mensch eines Tages in Gottes Reich eintritt: als ein Verwandelter.

Der *Auftrag* des Menschen heißt, möglichst viele Menschen auf diesem Weg zu Gott mitzunehmen und alles zu tun, damit auch sie sich verändern. So, dass sie durch die Tür zum Himmelreich passen, denn diese Tür ist sehr schmal. Nur wer klein geworden ist, passt hindurch.

Das *Ziel* heißt, klein zu werden und ausdauernd, um den Weg des Glaubens bis zum Ende gehen zu können, Schritt für Schritt.

Dritte Zwischenfrage

Wäre es auch möglich, auf dem Berg des Weitblicks zu bleiben? Antwort: Nein.

Wenn man für sich alle Fragen geklärt hat, wird dieser Ort langweilig, der Blick ins Weite bringt keine neuen Erkenntnisse mehr, man hat alles schon einmal gedacht und gesagt – und damit wird es öde. Es ist so, als wäre Gottes Gegenwart auf einmal aufgehoben. Man ist nur noch allein mit sich. Frühere Versuche hier oben Hütten zu bauen führten nur dazu, dass sich eine Kaste von Besserwissern herausbildete. Weil sie mit sich selbst nichts mehr zu tun hatten, beschäftigten sie sich mit den anderen, kontrollierten sie, überprüften ihre Ergebnisse, machten sich wichtig und fühlten sich als berufene Beurteiler der Gedanken anderer. Sie waren die Wissenden – aber ihr Wissen war nur im Kopf und damit war die Möglichkeit zum Blick in die Weite erloschen. Denn: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“

(Saint-Exupéry).

Am besten ist es, wenn man die Hütten auf dem Berg des Weitblicks wieder abreißt und gar nicht mehr erlaubt, dass hier neue gebaut werden für die Tugendwächter irgendwelcher Erkenntnisse und die unverbesserlichen Besserwisser hinabschickt, den Pfad den Steilhang hinab ins Tal der Trauer. Denn dort müssen sich alle Gotteserfahrung und die bedeutsamen Erfahrungen vom Berg des Weitblicks bewähren.

Der Abstieg

Der Abstieg vom Berg des Weitblicks ist eine schwierige Geschichte. Wer einmal oben war, zögert wieder hinunter zu steigen. Aber er muss es ja. Er kann da oben nicht bleiben. Bei jedem Schritt, den er sich vom Gipfel entfernt, weiß er, dass es nie wieder so sein wird wie es gerade noch war. Im einen Augenblick noch voll Begeisterung und Euphorie so kehrt doch im anderen schnell der Realismus ein. „Halt, nicht so schnell“, denkt der Wanderer und macht ganz langsam. Er will das Gefühl des Weitblicks noch bis zum letzten auskosten, bevor er sich wieder hinab in die Enge begibt.

Vielleicht kehrt er ein paar Mal um und saugt den Blick übers Land hinein in die Zukunft noch einmal auf. Er will jeden Eindruck mitnehmen, alles soll unauslöschlich in ihm festgebrannt sein wie auf einer Fotoplatte. Aber trotzdem merkt er, wie bei jedem Schritt der lebendige Eindruck verblasst und zur Erinnerung wird. Das macht ihn traurig. Er weiß, dass er ein neuer Mensch geworden ist, aber er ist trotzdem noch der geblieben, der er immer war. Er ist trotz aller Begeisterung nicht über sich hinausgewachsen. Alle unglaublichen Erfahrungen haben ihn nicht so verändert, dass nicht auch wieder die negativen Bereiche seines Lebens zu spüren wären. Das macht ihn still und bescheiden. Die begeisternden Erfahrungen normalisieren sich – aber trotzdem bleiben in ihm Ahnungen des ganz anderen, die Erinnerungen an die Gottesunmittelbarkeit und die Erfahrung der Liebe Gottes. Das kann ihm niemand mehr nehmen, das bleibt auch in den tiefsten Tiefen seines Lebens.

4. Etappe: Das Tal der Trauer

Der Weg hinab

Nach der Zeit der Begeisterung kommt die Zeit der wenigen Worte: „Es ist immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muss“ (Hölderlin). Der Weg führt hinab ins Tal, ein steiler Abstieg auf schlüpfrigen Pfaden. Ernüchterung macht sich breit. Eben war ich noch auf Wolke 7 und hatte kühne Gedanken geträumt, nun spüre ich jeden Knochen. Je länger sich der Weg hinzieht, desto größer wird der Schmerz in den Knien. Ich mache eine Pause, gehe dann seitwärts um immer ein Knie zu entlasten. Die letzte Strecke rutsche ich auf allen vieren hinunter. Ich muss ja hinab. Und mit jedem Schritt wird die Entfernung zu all den grandiosen, begeisternden Gedanken größer. Bald kommen sie mir fern und unwirklich vor. War es tatsächlich so? Hatte ich Gottes Stimme gehört? Bin ich in seinem Auftrag unterwegs – oder war es nur eine dumme Idee von mir, mich aufzumachen? Hat dieser Weg einen Sinn? Gibt es ein Ziel? Ich weiß es nicht. Jetzt kann ich mich nur an das halten, was ich dort oben aufgeschrieben habe. Die Worte klingen wie aus einer anderen Welt: pathetisch, salbungsvoll – eben in glühender Begeisterung geschrieben. Davon ist nun nichts mehr in mir und nun finde ich meine Worte seltsam abgehoben und fast lächerlich.

So geht es jedem, der vom Berg des Weitblicks hinabsteigt und nun darauf angewiesen ist, dass die Weite in ihm ist, weil er nicht weiter sieht, als die nächsten Meter seines Weges. Wer aus einer Einkehrzeit in der Stille in den Alltag zurückkehrt und nun anderen davon erzählen möchte, was er mit Gott erlebt hat und welche Gedanken und Erkenntnisse er geschenkt bekam wird das gleiche erleben: die Worte klingen platt, künstlich und wie aus einer fremden Welt. Das Eigentliche ist nicht zu vermitteln und so versiegt der Bericht, der Mensch wird stumm. Er kann sich nur immer wieder selbst versichern: Es ist doch wahr! Ich habe es erlebt. Er hält fest, was er erfahren hat und verschließt es in seinem Herzen. Von dort aus gibt es Kraft und strahlt Wärme aus. Beides braucht er im Tal der Trauer.

Im Tal der Trauer ist es dämmrig. Durch das dichte Blätterdach der Bäume dringt nur wenig Sonnenlicht. Der schmale Weg ist in der krautigen Talsohle kaum zu entdecken. Die Luft ist stickig und feucht. Die vielen kleinen Mücken bringen zur Verzweiflung. Der Pilger auf dem Weg des Glaubens ist am tiefsten Punkt seiner Reise angekommen.

Jetzt meldet sich der Schmerz mit Macht – nicht nur der im Knie – sondern vor allem der schmerzhafteste Stich im Herzen, der Zweifel: Bin ich auf dem richtigen Weg?

Angst macht sich breit: Gibt es überhaupt einen Ausweg aus diesem Tal? Die Angst steigert sich bis zur Panik: Ich finde nicht mehr hinaus – niemals mehr!

Phasen der Hoffnung wechseln sich in schneller Folge mit Hoffnungslosigkeit ab: Das Tal ist so tief, dass ich es nicht schaffen werde. Die Durchquerung überschreitet meine Kräfte.

Verzweiflung bricht auf: Muss ich hier übernachten, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich hier an diesem unwirtlichen Ort einzurichten?

Das Selbstmitleid gewinnt die Oberhand: Wie geht es mir doch schlecht! Wie bin ich zu bedauern! Warum muss mir das alles passieren!

Daneben gibt es Zeiten unbändiger Wut: Ich habe genug! Jetzt reicht es!

Und dann melden sich die Anklagen. Zuerst werden andere verantwortlich gemacht: Wer hat sich denn diese blöde Wegführung überlegt? Dann kommt Gott ins Spiel: Bist du doch kein so guter und fürsorglicher Gott? Warum mutest du mir das zu? Zuletzt greift man sich selbst an: Du bist selbst schuld, dass du hierher geraten bist, du hättest ja niemals aufbrechen müssen. Und wenn schon, dann hättest du dir einen anderen Weg aussuchen können!

Abschied

Nein, kein Mensch kann sich seinen Weg selbst aussuchen. Man kann den Weg verweigern und dickköpfig auf der Stelle verharren. Aber wenn man sich entschlossen hat, loszugehen, geht man seinen ureigenen Weg. Man kann diesen Weg nur annehmen und ihn bewältigen, so gut man es vermag. Man hat keine Auswahl zwischen ganz unterschiedlichen (besseren oder schlechteren) Wegen.

Das Tal der Trauer bezeichnet die Grenzbereiche unseres Lebens. In ihnen wird uns schmerzlich deutlich, dass das eigene Machen begrenzt ist. Die entscheidenden Wendungen auf dem Weg unterliegen nicht dem Wollen des Menschen, sie ereignen sich einfach. Entweder sie brechen über uns herein und zerstören uns oder sie werden von uns angenommen und in das Leben integriert als ein wertvoller Teil unserer Existenz. Wertvoll deswegen, weil Leid und Schmerz das Leben vertiefen können. Sie zeigen wie kostbar das Leben ist, wie selten die guten Momente, wie wichtig die Dankbarkeit für jede Sekunde des Lebens. Das Leben ist nicht machbar, es wird geschenkt. Wir nehmen es an und gestalten es. Zeiten des Schmerzes und der Trauer sind Zeiten, in denen das Leben in die Tiefe wächst, Veränderung geschieht.

Im Tal der Trauer kommt das Bisherige auf den Prüfstand. Der Mensch wird auf Herz und Nieren geprüft: Wer bist du? Was macht dich aus? Und vor allem geht es um die Frage. Hältst du durch? Was hältst du aus?

Wenn alles gut geht ist der Glaube eine einfache Sache und der Weg der Nachfolge ein Spaziergang. Aber wie sieht es aus, wenn es mühselig wird? Und vor allem dann, wenn die Schwierigkeiten nicht von außen, sondern von innen kommen? Jetzt zeigt sich, aus welchem Holz der Mensch geschnitzt ist: Will er wirklich? Will er auch noch auf dem Weg bleiben, wenn es mühsam wird? Der Mensch kommt an seine Grenzen und damit in die Zone der Bewährung. Er spürt seine Schwachheit, er nimmt wahr wie bedürftig er ist. Er ist auf Hilfe angewiesen. Er kann es nicht selber machen. Er ist am Ende, er schafft es nicht. Er schreit nach Gott: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen (Psalm 22). Dabei erschrickt er, denn es wird ihm bewusst, dass Jesus am Kreuz genauso gerufen hat.

Das Tal der Trauer ist ein Wendepunkt: Der Mensch muss Abschied nehmen.

Er nimmt Abschied von dem Gefühl der Unverletzlichkeit, er verabschiedet sich von dem Bewusstsein der Machbarkeit. Er akzeptiert es, dass es kein Zurück mehr gibt und er verabschiedet sich von allem, was er in seiner Hand hält und auf was er so stolz ist. Er hat nichts mehr.

Abschiede sind kostbare Momente, denn in ihnen wir noch einmal schmerzlich bewusst, auf was man in Zukunft verzichten muss. Der Reichtum der Vergangenheit wird noch einmal deutlich sichtbar. Nun ist sie vorbei. Es wird nie mehr so sein, wie es war. Der Mensch lässt los, es bleibt ihm nichts anderes übrig. Er gibt her, was er bisher besessen hat und verzichtet darauf. Er bleibt zurück, allein und ohne das, was ihn bisher erfüllt hat. Es bleibt der Schmerz, die Leere und die Erinnerung an das, was einmal war und nicht mehr ist.

Das Tal der Trauer ist ein Tal der Tränen. Wohl dem, der weinen kann. Die Tränen machen den Boden seines Lebens weich und fruchtbar, jede ist der Same für neue Hoffnung. Die Tränen schwemmen das Alte endgültig fort und geben einen neuen, klaren Blick: Nun ist es so, unabänderlich! Die Tränen brauchen Zeit und der Schmerz viel Raum bis innerlich das Gefühl entsteht, dass es wieder gut ist, gut werden könnte. Wenn der Schmerz vergeht und die Tränen versiegen, bleibt Hoffnung – auch wenn tief im Innern die Erinnerung an das lebendig bleibt, was verloren ging. Der Abschied macht reich, denn das, was man verlässt, bleibt in ganz eigener, tiefer Weise Bestandteil des Lebens – aber gleichzeitig entsteht Platz für Neues.

Loslassen und annehmen

Der Abschied ist der Moment des Loslassens. Ich lasse los:

Die Wünsche der Vergangenheit, die Sehnsüchte nach einem heilen und guten Leben. Ich gebe dem, was war, endgültig den Abschied. Ich wende mich ganz bewusst von allem ab, was mich bisher geprägt hat.

Ich lasse die Menschen los, die mir so wichtig sind, aber die ich dadurch mit meinen Erwartungen und Hoffnungen bestimmt habe. Ich habe meine Last auf sie gelegt und für mich vereinnahmt. Ich lasse sie los.

Ich lasse endgültig die Menschen los, die schuldig an mir geworden sind (willentlich oder unwissentlich). Ich bin nicht weiter nachtragend, denn ich trage die Last nicht mehr. Ich entlasse sie aus ihrer Schuld mir gegenüber. Ich rechne es ihnen nicht mehr auf und mache sie nicht weiter für mein Wohlergehen verantwortlich.

Ich lasse mein Bild von mir los, alles worauf ich so stolz bin, meine Stärken und Fähigkeiten. Ich will nicht länger dem Bild entsprechen müssen, das ich von mir mache, denn es überfordert mich. Ich bin bereit der zu sein, der ich bin, ganz einfach, ganz schwach, ganz normal.

Der Abschied von dem eigenen Bild von mir ist am schwierigsten, denn dabei habe ich den Eindruck, ich verzichte auf mich, ich gebe *mich* her. Aber diese Bild, das ich von mir gemacht habe, knechtet mich. Ich bin ständig bemüht ihm zu entsprechen. Ich poliere an diesem Bild, will es anderen zeigen und weiß doch eigentlich in meinem Herzen, dass es nicht der Wirklichkeit entspricht. Es ist vielfach nur hohle Fassade, ein falsches und unrealistische Bild. Das betrifft auch das fromme und gute Bild, das ich von mir gemacht habe: So will ich sein, so will ich christlich leben. Aber auch hier wird das Bild bald zur unehrlichen Farce. Und

wenn dann andere feststellen, dass ich doch nicht so gut und fromm bin, bricht für sie (und für mich) eine Welt zusammen. Ich kann nicht meinem Bild entsprechen, weil es mich von mir entfernt – aber ich kann dem Bild entsprechen, das sich Gott von mir gemacht hat. Das allein stimmt und passt zu mir.

Der Abschied von dem Selbstbild ist deshalb so schwierig, weil ich dann nichts mehr in der Hand habe. Ich fühle mich wie nackt und werde unsicher. Wer bin ich dann noch? Kann ich mich so zeigen, wie ich wirklich bin? Werde ich da nicht ausgelacht und nicht mehr für voll genommen? Das Bild, das ich mir mache, beschäftigt mich, ich habe etwas Sinnvolles zu tun. Ich arbeite an meinem Image, das ist doch eine gute und produktive Arbeit, das Richtige für einen Christen, der ein gutes Zeugnis für Gott und ein Vorbild für andere Menschen sein möchte. Wenn ich das loslasse, habe ich nichts mehr zu tun. Was mache ich dann?

Der Abschied von den eigenen, selbstgemachten Bildern schließt auch ein, dass ich mein Gottesbild loslasse. Ich habe mir ein Bild von Gott gemacht. So stelle ich ihn mir vor. So muss er sein. Wenn er anders ist, dann bin ich enttäuscht, mache ich ihm Vorhaltungen: Wieso bist du ganz anders? Tatsächlich, Gott ist ganz anders als ich es mir vorstelle. Ich kann mir kein Bild von ihm machen, das ihm entsprechen könnte. Gott passt niemals in meine Vorstellungen. Aber das bedeutet, dass ich auch gegenüber Gott verunsichert bin. Ich weiß nicht mehr, was ich von ihm halten soll. Ich bin mir nicht sicher, was ich von ihm erwarten kann. Ich weiß nicht, wie ich mit ihm umgehen soll, weil er so anders ist und ich ihn nicht verstehen kann. Wie kann ich ihm dann nachfolgen?

Loslassen führt zu Verunsicherung und Loslassen ist wie Sterben. Der Abschied im Tal der Trauer ist ein Abschied von mir selbst und meiner selbstgemachten Welt. Ich lasse los, was ich habe, was ich denke und was ich bin. Ich sterbe. Das macht den Aufenthalt im Tal der Trauer zum schrecklichen Moment: Es ist das Tal des Todes. Ich bin am Ende. Ich kapituliere vor mir selbst und meinen hehren Idealen. Ich gebe meinem Ich den Todesstoß.

War's das dann? Wird im Tal der Trauer irgendwo mein Grabstein stehen, eine bald bemooste und überwucherte Erinnerung an mich, meine Bemühungen und meinen Weg mit Gott?

Nein, Das Loslassen ist die eine Seite, der erste Schritt, der zweite Schritt ist all das, was nun von Gott her neu in meine Hände gelegt wird. Ich muss es nur annehmen.

Hingabe

Das Loslassen ist ein Abschied, ein Sterben – aber in die Hand Gottes hinein. Das Weizenkorn fällt in die Erde und stirbt – aber dann bringt es viel Frucht (Johannes 12,24). Das Loslassen und Sterben ist das eine, das andere ist, dass unmittelbar danach die Zusage kommt, dass Gott mich ehrt (Johannes 12,26). Ich bleibe nicht im Dunkeln sondern erhalte neues Leben! Loslassen bedeutet, dass ich mich hingebe, an Gott. Er soll mit mir machen, was er will. Ich will nicht länger mein eigener Herr sein und über mich bestimmen, den eigenen, selbstgemachten Bildern entsprechen. Ich will ganz Gott gehören, ich übergebe mich ihm.

Nicht mehr ich lebe, sondern Gott lebt in mir (Galater 2,20 – siehe auch Johannes 11,25; 2.Korinther 6,9; 2. Timotheus 2,11). Ich gebe alles auf (inklusive meiner selbst), um alles was nötig ist, von Gott zu bekommen. Ich bin damit einverstanden, dass mich Gott beschneidet, verändert und umgestaltet nach seinem Bild, denn ich gehöre ihm (Johannes 15,2).

So stehen im Tal der Trauer keine Grabsteine, sondern vielmehr viele Zeichen der Erinnerung an Menschen, die hier ihr Leben Gott ganz zur Verfügung gestellt haben. Sie sind sich selbst gestorben, um nur noch Gott leben zu können.

Immer dann, wenn der Schmerz der Trauer erneut wach wird, ist es angebracht ins Tal der Trauer zu gehen, um dort die nötigen Tränen zu vergießen, über alles, was ich jemals verloren habe – aber dann auch dort den Stein der Erinnerung zu suchen, auf dem verzeichnet ist, dass ich fortan nicht mehr mir selbst, sondern Gott lebe (Galater 2,20).

Ab dem Tal der Trauer gehört mein Leben nicht mehr mir selbst. Das muss ich mir immer wieder klar machen. Ich habe den Tiefpunkt durchschritten und mich dabei selbst verloren. Aus diesem Tal tritt nun ein anderer, einer, der sich nicht mehr selbst gehört, sondern der sich ganz Gott übereignet hat.

Das Tal der Trauer hat deshalb viele Zugänge. Ich muss diesen Ort immer wieder aufsuchen, bald wird er mir zum vertrauten Terrain. Denn ich muss diese Hingabe immer wieder erneuern. Immer wieder dem, was ich in die eigene Hand nehme oder mir vertraut mache, den Abschied geben – auch wenn ich es gern behalten würde. Immer dann wenn ich spüre, dass meine Hände voll sind mit vielem und deshalb nicht mehr zupacken und festhalten können, muss ich loslassen. Ich soll mit freien Händen und freiem Herzen den Weg des Glaubens gehen.

So sind Augenblicke des Abschieds Augenblicke tiefen Schmerzes. Aber der Schmerz verwandelt sich in Kraft, wenn ich den Abschied mit einem neuen Akt der Hingabe verbinde: „Herr, ich lasse los. Aber ich greife nach dir. Ich muss mich verabschieden und hergeben, was mir wichtig ist. Ich habe nichts mehr, aber ich gebe mich dir. Ich gehöre dir. Ich bin dein Eigentum – und dadurch bin ich wertvoll.“

Was wir loslassen und hergeben, geben wir in die Hand Gottes, dort ist es am besten aufgehoben. Auch Menschen, die wir verlassen müssen, finden dort einen guten Platz. Durch Gott bin ich verbunden mit dem, was war, mit dem, was mich prägte, mit dem was ich liebe. Es gehört Gott und ich gehöre Gott. So kommen die Teile wieder zusammen. Es geht nichts verloren, was wertvoll und wichtig ist. In Gott findet sich alles. Bei ihm ist Abschied und Ankunft, Loslassen und Annehmen, Ende und Anfang. Wenn ich mich Gott gebe, habe ich nichts verloren. Es gehört alles mir, weil es Gott gehört, so wie ich Gott gehöre. Er gibt mir, was ich brauche. In ihm ist alles eins.

Das Tal der Trauer ist auch ein Ort der Freude. „Die mit Tränen säen werden mit Freude ernten“ (Psalm 126,5). Schwer und mit viel Kummer und Sorge betrete ich dieses Tal, aber leicht, erleichtert und froh trete ich an seinem Ende ins Licht eines neuen Tages. Ich bin

stärker geworden, lebe bewusster. Ich fühle mich leicht, weil ich mich nicht mehr selber ertragen muss, sondern von Gott getragen werde.

Vierte Zwischenfrage

Muss das Tal der Trauer denn sein? Geht es nicht einfacher? Machen Sie den Weg des Glaubens damit nicht noch mühseliger als er ohnehin schon ist? Antwort: Ja, das Tal der Trauer muss sein.

Der Christ muss auf seinem Weg der Nachfolge in der Realität ankommen. Es ist *seine* Realität. Er *muss* sich stellen. Sonst würde er ein ganzes Christenleben lang nur seinen eigenen Bildern und Vorstellungen nachgehen. Wer nicht loslassen kann, sammelt. Im Lauf der Zeit hat er immer mehr, was er mit sich herumschleppt und dadurch wird er unbeweglich. Irgendwann beginnt er sich einzurichten in dem, was ihm in seinem Leben wichtig geworden ist. Der eigene Erfahrungsschatz zählt dann mehr als der Glaube an Gott. Er baut sich sein Christsein aus den eigenen Vorstellungen auf und denkt, dass es so sein müsste. Am Weg des Glaubens finden sich viel derartige Bauwerke. Jeder der eines bewohnt, preist es als einen wunderschönen Palast an. Aber in Wirklichkeit sind es baufällige Bruchbuden, die keinem Unwetter standhalten. Das Fatale ist, dass diese Christen nicht mehr in Bewegung sind, sie haben sich niedergelassen, sind statisch geworden. So kommen mir auch manche Gemeinden sehr statisch und unbeweglich vor. Es hat bei ihnen immer wieder gravierende Veränderungen gegeben, Neues kam hinzu. Aber man war nicht bereit, das Alte loszulassen. So fügte man das Neue an das Alte an und im Lauf der Zeit entstand so eine sehr fragile und unübersichtliche und im Grunde unlebende Gestalt von christlicher Gemeinde. Man pries das kunterbunte Mischmasch als eine Palette kreativer und göttlicher Vielfalt. Aber im Grunde hatte man nur versäumt, Altes aufzugeben, wenn sich Neues entwickelte. So wird eine Gemeinde (wie auch ein einzelner Christ) im Lauf der Zeit immer unbeweglicher, denn eines kommt zum anderen, es wird immer mehr, wenn man nicht bereit ist regelmäßig das loszulassen, was war, herzugeben, was nicht mehr passt und sich dem hinzugeben, was von Gott kommt. Das allein ist wichtig, alles andere ist menschliches, stolzes Sammelsurium und eine Gemeinde wird zum Museum für Altertümlichkeiten, die einmal wichtig waren, aber ihre Zeit hatten. Sie haben heute nur noch geschichtlichen Wert. Das Leben aber ist dort, wo man bereit ist loszulassen, Schmerzen auszuhalten, zu trauern und sich den neuen Möglichkeiten Gottes zuzuwenden.

Hoffnung und Zuversicht

Wer durch das Tal der Trauer geschritten ist, ist gezeichnet. Er hat mit sich und mit Gott gerungen. Es war kein leichter Kampf. Das Loslassen war ein mühsamer Prozess. Um jedes Detail wurde gefeilscht. Gott musste immer wieder auf Einzelheiten hinweisen, die der Mensch am liebsten versteckt und zurückgehalten hätte. Aber Gott hat den Kampf für sich entschieden: Der Mensch hat gewonnen, er ist frei geworden. Nun geht er leichten Schrittes

weiter, wenn auch ein wenig hinkend und um einiges magerer geworden. Er ist sich selbst losgeworden, dort hinten im Tal der Trauer liegt sein Ich, sein Egoismus, seine Selbstsucht, sein Kreisen um sich selbst, die Puppe, die er sein wollte. Er ist wirklich geworden. Die Realität Gottes hat ihn verändert. Er sieht genauer wer er ist: ein einfacher Mensch, ein Pilger auf dem Weg, ein Bettler, ein Habenicht mit einem großen Gott.

Was dieser Mensch aus dem Tal der Trauer mitnimmt ist die Erkenntnis, „dass Bedrängnis Geduld bringt. Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden“ (Römer 5,3-5) Die Liebe Gottes hat sein Herz erfüllt. Er hat sich in der Bedrängnis bewährt, er hat Geduld gewonnen, er hat Hoffnung, er weiß, dass er nicht ins Verderben gehen wird. Stattdessen geht er sicher und mutig seinen Weg. Er hat keine Angst vor dem, was vor ihm liegt. Er ist gut gewappnet.

Er hat im finsternen Tal den getroffen, der der gute Hirte ist und er hat den Trost seines Steckens und seines Stabes erfahren (Psalm 23). Der Stecken war zwar stellenweise hart und konsequent, aber letztlich war er berechtigt und hilfreich. Die Beschneidung der Reben tat weh, aber es diente zur Klärung und zur Läuterung (Johannes 15,1-5). Der Mensch fühlt sich nun gereinigt und erfrischt. Er musste Federn lassen, aber er wurde aufs köstlichste versorgt. Im Angesicht der Feinde wurde ihm der Tisch gedeckt (Psalm 23). Im Augenblick der tiefsten Niederlage und der größten Beschämung wurde ihm voll eingeschenkt und er wurde mit Öl gesalbt, als würde er zum König gekrönt. Er wurde zerschlagen, aber umso mehr auf wunderbare Weise aufgerichtet, gestärkt, erquickt und bestätigt. Nun weiß er: Mir wird nichts mangeln. Ich kann mich ganz auf Gott verlassen!

Für einige Menschen wird das Tal der Trauer zum Ort der Taufe. Dort unten im Tal, an der tiefsten Stelle befindet sich ein kleiner Teich, er ist kaum zu entdecken, weil er im Lauf der Zeit (leider) zugewachsen ist. Aber sein Wasser ist herrlich und klar. Es gibt einen kleinen Einstieg zwischen den lehmigen Stellen des Ufers, ein paar Steine liegen dort und erleichtern das Eintauchen. Das Wasser ist kalt. Im ersten Moment raubt es den Atem und reizt die Haut. Aber wer untertaucht und den Schmerz erträgt, kommt als neuer Mensch aus dem Wasser. Das Wasser hat alles von ihm abgewaschen, was an ihm haftet, es hat ihn sogar bis in die Tiefen seines Wesens durchdrungen und gereinigt. Im Augenblick des Eintauchens ist dieser Mensch gestorben, um als neugeborener Mensch wieder aufzutauchen. Er ist ein anderer geworden. Er ist nicht mehr sich selbst, sondern ein Kind Gottes, ein Mensch, der Gott gehört. Das tiefe Tal wurde ihm zum Quellgrund einer neuen Existenz.

Und noch ein Hinweis auf einen Abstecher: Der kleine Pfad ist leicht zu übersehen. Er führt dort, wo das Gebüsch am dichtesten ist in ein verborgenes Seitental. Das ist der Garten Gethsemane. Hier hat Jesus getrauert und gerungen, Abschied genommen von dieser Welt und sich bereit gemacht, alles zu geben. Von dort ist es nicht weit zum Berg Golgatha. Der Weg hinauf ist allerdings eine mühselige Schinderei, sie stellt alles bisherigen Anstrengungen völlig in den Schatten. Dort oben hat Jesus sein Werk vollendet und das höchste an Hingabe geleistet, was einem Menschen möglich ist: Er hat sein Leben geopfert. Von dort oben ist das

ganze Tal der Trauer gut zu übersehen. Das, was Jesus für uns getan hat, überragt alles, was uns möglich ist. Sein Tod ist größer als alle unsere Schmerzen.

5. Etappe: Die Wildnis der Orientierungslosigkeit

Die Herausforderungen hören nicht auf

Eigentlich sollte man denken, dass nach den Turbulenzen des Tals der Trauer, der Weg des Glaubens nun angenehmere Gefilde durchzieht. Wären nun nicht die grünen Auen dran und eine Strecke, die am frischen Wasser entlangführt (wie es Psalm 23 verspricht)?

Nein, die Schwierigkeiten hören nicht auf. Aber so ist es auf dem Weg des Glaubens, denn er ist ein Weg der Veränderung und Veränderungen sind mit Schwierigkeiten verbunden beziehungsweise werden durch Schwierigkeiten ausgelöst. Das ist besonders bei dieser Etappe kennzeichnend, denn eine Phase der Orientierungslosigkeit ist typisch für Veränderungsprozesse. Wer in Schwierigkeiten steckt, sucht nach Wegen sie zu bewältigen. Würde er nicht in Probleme geraten, hätte er keinen Grund nach Veränderungen Ausschau zu halten. Und wer mit Veränderungsprozessen vertraut ist weiß, dass sie notwendigerweise Zeiten der völligen Ratlosigkeit durchlaufen. Wenn das Alte nicht mehr trägt und das Neue noch nicht konkret ist, herrscht das Chaos. Aber das Chaos erzeugt die Notwendigkeit, das Neue zu gestalten.

Auf dem Weg des Glaubens macht der Mensch wichtige Erfahrungen. Diese Erfahrungen werden in der nächsten Etappe des Weges überprüft und dabei gefestigt. Was gelernt wurde, muss erprobt werden. Der Glaube ist kein theoretisches Lehrgebäude, sondern Praxisanwendung. Es geht nicht darum, viel zu wissen, sondern vor allem darum, das Wissen anzuwenden. Deshalb steht der Christ in einer permanenten Herausforderungen: Alles was er erfährt und versteht muss sofort in Handlung umgesetzt werden. Nur so wird es zu seinem Besitz. Nur wenn er das, was er gewonnen hat weitergibt, wird es zu seinem Eigentum, kann er es in sein Leben integrieren. Wer eine besondere Erfahrung mit Gott macht oder eine bestimmte Erkenntnis bekommt, kann sich sicher sein, dass demnächst eine Situation auftaucht, wo er genau das, was er verstanden oder erlebt hat, einsetzen kann. Er sollte es tun. Verweigert er sich und behält er sein Wissen für sich, wird es nicht zur Tat, bleibt es Theorie und verblasst. Der christliche Glaube ist keine Religion der philosophischen Ideen, sondern des praktischen Tuns. Der Weg des Glaubens bietet viele Gelegenheiten, sich zu erfahren, seine Gaben und Fähigkeiten einzusetzen immer und immer wieder zu überprüfen und zu festigen, was erkannt wurde.

Verwirrung

Das Tal der Trauer hat den Wanderer gestärkt, er hat neue Freude und Zuversicht gewonnen. So zieht er weiter und trifft am Ausgang des Tales auf einen dichten Wald. Die mächtigen Bäume ragen wie eine Wand vor ihm auf. Da er weiterkommen möchte, muss er hindurch. Weil er nicht gleich einen Weg findet, der in das Dickicht hineinführt, macht er eine Pause und rastet. Er findet einen Brunnen, der schon sehr alt sein muss. Es ist der Brunnen der Wahrheit, den Jakob vor Urzeiten gegraben hat (Johannes 4). Wer durstig ist, kann aus diesem Brunnen lebendiges Wasser schöpfen – aber nur, wenn er selbst wahr

geworden ist. Für alle anderen ist der Brunnen der Ort der Offenbarung. Das ist nicht immer sehr angenehm: Es wird offenbar, was in ihrem Leben noch falsch ist und nicht der Wahrheit entspricht. Nun zeigt es sich, ob der Wanderer im Tal der Trauer ganze Sache gemacht hat, wenn nicht, hat er hier noch einmal die Gelegenheit sich der Wahrheit seines Lebens zu stellen und Dinge in Ordnung zu bringen. Da die Wahrheit frei macht, besteht nun noch einmal die Chance, Ballast loszuwerden, um für die bevorstehende Wildnis gewappnet zu sein. Nur wer die Wahrheit liebt kann sich durch den dichten Urwald der Notwendigkeiten hindurch schlängeln ohne seine Integrität zu verlieren.

Der Himmel hat sich bezogen, dicke Wolken ballen sich zusammen, ein Unwetter droht. Die Luft wird schwül, in der Ferne rollt der erste Donner. Es wird dunkel. Die einzige Möglichkeit ist, sich in den Wald zu flüchten, dort Schutz zu suchen. Der Wald gibt durch seine festen und stämmigen Bäume die nötige Struktur, um auch das Toben der Elemente zu überstehen. Gerade noch rechtzeitig findet der Wanderer den zugewachsenen Zugang. Nun steht das Gewitter bereits fast über ihm, aber im Wald ist er sicher. So denkt der Wanderer. Aber es ist ein Trugschluss, sich auf vermeintlich beständige Strukturen verlassen zu wollen, wenn die Veränderungen außer Rand und Band geraten. Auch die Strukturen müssen sich verändern, wenn die Umgestaltung insgesamt gelingen soll. Die schützenden Strukturen erweisen sich schnell als festlegendes, starres Gefängnis und erschweren das Fortkommen auf dem Weg der Veränderung. Wenn dann letztlich die Strukturen zerbrechen ist das Chaos perfekt, dann gibt es nicht mehr, was Bestand hat und die Schutzlosigkeit wird umso größer.

Bald regnet es so, dass auch das dichte Blätterdach der mächtigen Baumkronen keinen Schutz mehr bietet. Der Weg wird schlammig. Von allen Seiten wird es nass. Jeder Windstoß kippt einen neuen Schwall auf den Wanderer, der bald die Orientierung verliert. Er weiß nicht mehr, in welche Richtung er unterwegs ist. Der innere Kompass ist wie ausgeschaltet. Er versucht es erst auf dem einen Weg voranzukommen, merkt dann aber, dass es ein Holzweg war, der unvermittelt endet. Er geht zurück und nimmt einen anderen Weg. Auch der endet im Nichts. Inzwischen hat er völlig die Richtung verloren und irrt ohne zu wissen, wohin und woher durch den Wald. Der Regen ist zwar schwächer geworden und in einen Nieselregen übergegangen, aber von den Blättern rinnen noch dicke Tropfen. Durch die Abkühlung beginnt es neblig zu werden. Feuchte Schwaden ziehen durch den Wald und machen alles noch unwirklicher und unheimlich. Wie soll er jemals dieser Wildnis entkommen? Der Wanderer ist ratlos und verzweifelt. Wie konnte ihm das passieren? Er war doch geistlich so gut drauf gewesen, hatte das Tal der Trauer ermutigt und gestärkt verlassen, am Brunnen der Wahrheit jeglicher Lüge abgeschworen und war ohne eigenen Fehl und Tadel weitergezogen. Was hatte er falsch gemacht? Sollte er nun hier zugrunde gehen? Warum, nur, warum?

Was dieser Mensch in der Wildnis der Orientierungslosigkeit wissen muss ist, dass die Verwirrung, die ihn nun befallen hat, nichts mit ihm zu tun hat. Es liegt nicht an ihm, dass er sich verirrt hat. Er hat keinen Fehler gemacht. Jeder, auch der heiligste Heilige gerät in diesem Wald in Verwirrung. Es ist der Schrecken dieser Welt, der von Anfang an, seit Adams

Schuld, gegenwärtig ist und sein Unwesen treibt. Dass dieser Mensch in diese Verwirrung gerät zeigt, dass er jetzt in der Lage ist, sich diesem Schrecken zu stellen, er ist stark genug geworden, dem Bösen der Welt zu begegnen. Denn nur wer frei ist von sich selbst, kann den Kampf mit dem aufnehmen, was in dieser Welt schief läuft. Er ist ja nun nicht mehr mit sich beschäftigt, er kann sich den Umständen stellen und wahrnehmen, was geschieht. Er ist tragfähig geworden für die Not der anderen Menschen. Weil er nicht mehr für sich kämpfen muss, kann er sich ins Kampfgetümmel stürzen, in dem es um die Gerechtigkeit geht. Er kämpft nicht mehr *gegen* Gott, sondern *mit* ihm.

Wer nämlich in diesem Kampf um Gottes Gerechtigkeit *für* Gott kämpft und dies aus der eigenen Kraft tut (seine Stärke hat ja in den letzten Etappen seines Weges zugenommen), wird bald zum Kämpfer aus Selbstgerechtigkeit und damit kämpft er *gegen* Gott. Er fühlt sich als Ritter und Rächer, als Kämpfer gegen die Bosheit der Welt und macht sich die Gerechtigkeit selbst, so wie er sie versteht. Aber Gottes Gerechtigkeit ist immer anders. Gott kämpft selbst und wir unterstützen ihn höchstens, sind seine Handlanger dabei. Wer seinen eigenen Glaubenskrieg führt, erliegt zuletzt geschwächt durch die eigene Gerechtigkeit, die Selbstgerechtigkeit ist.

Die Verwirrung wird größer, der Mensch hat nun völlig jede Ahnung für eine Himmelsrichtung verloren. Er fühlt sich nur noch ganz allein auf dieser Welt, verraten und verkauft. Er wird weinerlich. Er geht hierhin und dorthin, verliert nun auch die Kontrolle über sich selbst, taumelt wie im Wahn und bald steht er im Wald ohne jeglichen Weg. Der Pfad, dem er zuletzt gefolgt war, hat ihn nur tiefer in die Wildnis hineingeführt und dann geendet. Was der Mensch in der Wildnis ebenfalls wissen muss ist, dass es keinen Weg aus diesem verwirrenden Chaos gibt. Alle Wege führen nur hinein.

Der Sumpf

Erst nach einiger Zeit spürt der Wanderer, dass Wasser in seine Schuhe dringt. Wäre er aufmerksamer vorangegangen, hätte er schon längst gemerkt, dass der Boden immer feuchter wurde. Bald wird jeder Schritt ein mühsames Waten durch knöcheltiefen Morast. Die Bäume stehen hier nicht mehr so dicht, einzelne Birken bilden Inseln in einem unwirtlichen Sumpfgebiet, aber nun muss er sorgfältig darauf achten, wo er hintritt, um nicht in tiefere oder sogar bodenlose Abgründe zu geraten. Die Dämmerung setzt ein. Der Mensch, von oben und unten durchnässt, befindet sich in einer ausweglosen Lage. Er ist in einen Sumpf geraten, aus dem man sich nur noch an den eigenen Haaren herausziehen könnte. Aber das vermag er nicht. Er weiß nicht, was er tun soll. Er ist am Ende mit seinem Latein. Alle frommen Gedanken und jede erbauliche Regung verlassen ihn, er fühlt sich von allen guten Geistern verlassen. Er ist in den Sumpf der Verzweiflung geraten – der gefährlichste Ort auf dem Weg des Glaubens.

Denn Verzweiflung ist die Folge der Eigenliebe. Man sieht nur sich und seine Möglichkeiten, aber die sind begrenzt. Der Stolz verhindert, andere um Hilfe zu bitten. Dazu müsste man über sich selbst hinausschauen und dürfte sich nicht allmächtig gebärden. Wer sich nur auf sich selbst verlässt und sich stark und unbezwingbar fühlt, gerät irgendwann in den Sumpf der Verzweiflung. Dort müsste man nun eigentlich seine Begrenzung wahrnehmen und seine Schwachheit zugeben: Man hat sich verrannt, man kann nicht mehr, man hat die Kontrolle verloren, man kann sich nicht selbst mehr helfen. Aber dazu müsste man zugeben, dass man am Ende ist. Der Stolz, der aus der Eigenliebe kommt, verhindert das. Die Gnade Gottes dagegen ist das Gegenteil von Eigenliebe. Wer sie verweigert, weil er denkt, dass er ohne sie auskommt, landet unweigerlich im jammervollen Selbstmitleid und der wehleidigen Anklage der widrigen Umstände.

Die selbstmitleidsvollen Klagen des Wanderers geben uns Gelegenheit, kurz innezuhalten und uns zu überlegen, was es mit der Wildnis der Orientierung auf sich hat.

Dieser Sumpf ist der Ort, an den die Menschen geraten, die erfahren sollen, dass sie sich nicht und niemals an den eigenen Haaren aus dem Schlamassel herausziehen können. Sie haben nur eine Chance, sich aus der Notlage zu retten. Diese müssen sie ergreifen.

Aber jetzt sollten wir den Wanderer allein lassen. Er muss die einzige Möglichkeit zur Rettung *selbst* finden. Und keine Angst, er *wird* sie finden! Wir können momentan nichts für ihn tun – würde doch jede ungerufene Hilfe ihn nur in dem Gefühl der (scheinbaren) Unverletzlichkeit bestärken und seine überzogenen Anspruchshaltung verstärken.

Wer sagt was richtig ist?

Die Wildnis der Orientierungslosigkeit setzt sich aus unterschiedlichen Bereichen zusammen. Jeder einzelne wäre für sich genommen schon ein Grund zur Verunsicherung, aber im Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren passiert es, dass auch dem bewusstesten Christen der Boden unter den Füßen weggezogen wird und er die Orientierung verliert.

Ein Faktor, der für Verwirrung sorgt, ist die heutige Prämisse, dass im Grund genommen jede Religion recht ist und alles gleichwertig betrachtet werden muss. Das Stichwort dafür heißt Toleranz. Man muss sich stehen lassen. Man darf als Christ keinen Absolutheitsanspruch erheben. Alles ist möglich, jeder glaubt eben auf seine Weise. Wir machen die Verwirrung komplett, indem wir von jeder Religion, von jedem Glaubensansatz, Teile nehmen und sie zu einer neuen, für jeden persönlich maßgeschneiderten Patchworkreligion zusammenstellen. Alles ist gut und gültig, wenn es nützt. Der Pragmatismus wird zur obersten Religion: Was für die meisten Menschen stimmig ist, ist auch richtig. Wer am lautesten schreit, hat Recht. Was ankommt, ist gut. Was sich in Massen verkauft hat Erfolg. Was Erfolg hat wird gekauft. Die Folge ist: Der Christ weiß nicht mehr, *was* er glauben soll.

Aber das ist nur die äußere Oberfläche der Verwirrung. Mit dem Vorwurf ein intoleranter, enger, fundamentalistischer Rechtgläubiger zu sein, könnte er vielleicht noch leben.

Aber dazu kommen die innerchristlichen Verwirrungen: Stimmt die Dreieinigkeit Gottes?

War Jesus Gottes Sohn oder ein Mensch? Ist die Kindertaufe gültig? Wie steht es mit der Allversöhnung? Ist die katholische Kirche die Hure Babylon? Müssen wir als Christen gegen den vorehelichen Geschlechtsverkehr sein? Wie stellen wir uns zur Homosexualität und zum Gender-Mainstream? Wie halten wir es mit Israel? Das sind alles Fragen, bei denen die Meinungen weit auseinandergehen. In der Bibel wird zwar vorgeschlagen, man solle nicht über Meinungen streiten (Römer 14,1 und 2. Timotheus 2,14-19), aber trotzdem hat jeder seine Meinung und vertritt sie auch mit Fug und Recht, biblisch begründet und dem Brustton der eigenen Überzeugung.

Die Folge ist: Der Christ weiß nicht mehr *wie* er glauben soll.

Aber das ist noch nicht alles. In der christlichen Gemeinde brodelt es. Die Beziehungsebene spielt verrückt. Unterschiedliche Menschen kommen in der Gemeinde zusammen und vertragen sich nicht. Sie sind zu unterschiedlich. Zudem weiß jeder genau, was er will und wie Gemeinde aussehen soll – nämlich so, dass sie *ihm* dient. Die Leitung sorgt für Ordnung wird aber nicht akzeptiert. Der Pastor spricht ein Machtwort, aber er hat keine Autorität (er predigt sowieso zu lasch). Der Gemeindeberater kommt (wenn der Konflikt eskaliert ist), aber der hat auch keine einfache Lösung parat. Die Konflikte fressen die Liebe auf. Die Christen gehen sich aus dem Weg und wo das nicht gelingt, gibt es Zoff. Bestenfalls wird ein harmonisches Zusammenleben geheuchelt, aber das ist gelogen. Altlasten sind wie Stolperfallen und Kleinigkeiten werden zum Grundsatzdisput.

Die Folge ist: Der Christ weiß nicht, *wem* er glauben soll.

Aber auch das ist immer noch nicht alles! Viele Gemeinden haben ihre Identität verloren, sie wissen nicht wer sie sind und warum sie Gemeinde sind. Christen denken, dass alles so sein muss, aber haben keine Ahnung wozu. Im Dialog der Religionen zeigen die Christen ein uneinheitliches und blasses Bild. Ganze Kirchen und Denominationen haben die Zielrichtung verloren, fühlen sich mehr als Verwalter des Bisherigen, als dass sie zu initiativen Gestaltern einer neuen Zukunft würden. Ob das Geld ausreicht, spielt eine größer Rolle, als die Rettung von Menschen. Missionarische Impulse sind von gestern, Hauptsache wir halten uns über Wasser und irgendwie den frommen Betrieb aufrecht. Der Auftrag der Christen ist verloren gegangen.

Die Folge ist: Der Christ weiß nicht *wofür* er glauben soll.

Erschwerend bei allem kommt hinzu, dass wir aneinander vorbeireden. Wir verstehen einander nicht. Wir hören die Worte des anderen, aber sie kommen nicht an. Wir sprechen mit einem Bild, das wir uns vom anderen machen und nehmen nicht wahr, wer er wirklich ist und was er tatsächlich will. Wir denken, was der andere denkt und ziehen unsere Schlüsse. Wir fragen uns nichts, weil wir fürchten, die Antworten könnten uns überfordern. Wir interessieren uns nicht füreinander. Jeder bleibt in seiner Ecke, jeder bleibt bei sich. Jeder denkt seine Gedanken und folgt seinen Überlegungen. Jeder sagt „Ich!“ und will wahrgenommen werden. Jeder will wichtig sein und in der Mitte stehen. Jeder will Recht haben. Aber die Kommunikation wird auf diese Weise zu keinem Gespräch, bei dem man einander wahrnimmt und aufeinander hört.

Die Folge ist (und das ist vielleicht das Schlimmste): Niemand weiß, *was er tun soll*. So bleibt alles stecken wie in einem Sumpf, bewegungslos und festgefahren. Der Glaube stagniert.

Das alles ist die Wildnis der Orientierungslosigkeit. Eine wirkliche, undurchdringliche Wildnis. Man möchte kommen und den Dschungel roden. Aber das wird nicht gelingen, die Wildnis wächst sofort nach. Es sind bereits schon Menschen ausgezogen um Schneisen durch dieses Chaos zu schlagen, aber sie haben irgendwann ihre stumpf gewordenen Macheten erschöpft zur Seite gelegt. Im Augenblick wuchert die Wildnis still vor sich hin. Jeder lässt sie wie sie ist. Meine Meinung ist, dass diese wuchernde Wildnis (die sich in der letzten Zeit frappierend ausgebreitet hat), ein Hinweis darauf ist, dass wir uns in grundsätzlichen Veränderungsprozessen befinden. Das Chaos kann sich nur deshalb ausbreiten, weil das Alte nicht mehr gilt und das Neue noch nicht ergriffen ist. Vermutlich wird die Wildnis und das Chaos weiter zunehmen, bis endlich die Einsicht entsteht, dass es so nicht weitergehen kann – die Einsicht bei vielen. Dann wird es schnell gelingen diese Wildnis zu kultivieren damit sich jeder, der dort unterwegs ist, orientieren kann und nicht in den Sumpf abgrundtiefer Verzweiflung geraten muss.

Die Pfahlbauten

Kümmern wir uns nun wieder um den Wanderer, der tief im zähen Sumpf festsitzt. Inzwischen ist es dunkel geworden. Der Mensch auf seinem Weg des Glaubens weiß nicht mehr weiter und hat keine Idee. Auf die einfachste Lösung kommt er nicht. In ihm ist es wirr, chaotisch und durcheinander, unterschiedliche Gedanken jagen ihn hier hin und dort hin. Er weiß nicht wo ihm der Kopf steht.

Das ist übrigens eine beliebte Taktik des Teufels, der hier sofort sein Opfer erspäht hat und nun alles tut, dass dieser Mensch nicht zum ruhigen Nachdenken kommt. Denn sonst wäre er nicht weit entfernt von seiner Rettung. Die Wildnis der Orientierungslosigkeit ist das beliebte Terrain des Teufels. Er nützt die Notlage des Menschen aus und möchte, dass er alles Mögliche erwägt und wieder verwirft, dass er sich aber vor allem mit dem Unmöglichen beschäftigt und dabei immer mehr den Eindruck bekommt, dass die Lage aussichtslos ist. Der verzweifelte Mensch befasst sich mit den abenteuerlichsten Ideen, aber findet nur Lösungen, die recht bald doch nur wieder zu einem neuen Problem werden. Er kommt einfach nicht aus dem Kreislauf der eigenen – begrenzten – Möglichkeiten heraus.

In einem kurzen hellen Moment schaut der Wanderer auf. Er will eigentlich gar nicht richtig wahrnehmen wo er steckt. Es ist besser, wenn er sich mit Ideen von Rettung beschäftigt, als mit der Wirklichkeit. Da sieht er in der Ferne ein Licht. Er beginnt zu rufen: „Hallo, Hilfe!“ Es ist immer gut, in einer Notlage um Hilfe zu rufen und auf sich aufmerksam zu machen. Die Frage ist nur, *wen* man ruft.

Endlich nach einiger Zeit ertönt aus der Ferne eine schwache Antwort: „Wir kommen!“ Wieder nach einer endlos langen Zeit hört der Verzweifelte, dass Menschen herankommen. Sie haben ein Boot und als sie in seine Nähe kommen, steigen sie aus. Breite Bretter an den

Füssen verhindern, dass sie einsinken. Es sind Menschen die sich offensichtlich auskennen, sie haben sich mit den unwirtlichen Zuständen arrangiert und sich angepasst. So können sie überleben. Aber ihre Gesichter sind grau (der Wanderer erblickt sie im Schein der Laterne), sie sehen müde und gar nicht sehr fröhlich aus. „Kommen Sie“, sagen sie (als ob das so einfach wäre). Sie ziehen ihn aus seinem Schlammloch heraus, schleppen ihn zum Boot und hieven ihn hinein. „Wieder einer“, ist ihr einziger Kommentar. Dann rudern sie los. Der Wanderer kann es gar nicht fassen: Er ist gerettet!

„Freuen Sie sich nicht zur früh“, beruhigt ihn einer der Männer, „Sie kommen hier nie wieder raus!“ Der Wanderer zuckt zusammen. Ist er also am Ende der Reise angekommen? Ist hier das Ziel? „Wo sind wir?“ fragt er vorsichtig. Er kann sich nicht vorstellen, dass hier die himmlische Herrlichkeit Gottes sein soll, wohin er sich eigentlich aufgemacht hat. „Hier ist das irdische Jammertal“, erklärte er andere der Männer mit tonloser Stimme. „Jeder der den Weg des Glaubens geht, kommt hier an.“ Inzwischen sind sie bei einer Ansammlung von Hütten angelangt, die in den Sumpf gebaut wurden, Pfahlbauten (ähnlich wie sie am Bodensee zu finden sind). „Willkommen zu Hause“, begrüßen ihn einige, die schon mit Handtüchern und frischer Wäsche bereitstehen.

Damit kein Missverständnis entsteht und die Verwirrung noch größer wird: Das Jammertal ist nicht die Endstation der Glaubensreise – wenn das auch einige Menschen so denken. Wer in der Wildnis der Orientierungslosigkeit die Richtung verliert und in den Sumpf der Verzweiflung gerät und dabei feststellt, dass er sich nicht an den eigenen Haaren aus dem Morast ziehen kann (was ja eigentlich eine faszinierende Entdeckung ist), aber auch keine Lösung für seine Rettung sieht, kommt nicht mehr vor und nicht mehr zurück. Für ihn gibt es keine Zukunft, nur viel Vergangenheit. Die Vergangenheit wird verklärt (damals war alles gut), aber das Heute wird verworfen. An der Aussage „Wir haben hier kein bleibende Stadt“, wird festgehalten, aber die Suche nach der zukünftigen eingestellt. Die Erklärung ist: Die Welt ist ein Jammertal. Wir können sie nicht ändern. Es wird nur immer schlimmer mit ihr, das Böse nimmt zu. Da hilft nur jammern und warten. Die Menschen in den Pfahlbauten hoffen, dass sich das Jammertal irgendwann in ein himmlisches Jerusalem verwandelt – quasi von höchster Hand. So lange gilt es auszuhalten, sich zu gedulden, die Last zu tragen – und zu jammern. Der Jammer ist das Lied der Menschen, die keine Gnade mehr kennen. Die Menschen im Jammertal haben die Gnade verworfen.

Die Gnade

Die Gnade ist das Zauberwort mit dem sich das Dickicht der Orientierungslosigkeit lichtet und die Wildnis zahm wird. Die Gnade Gottes ordnet das Chaos und trocknet den Sumpf der Verzweiflung aus. Die Gnade Gottes steht jedem zur Verfügung, der nicht mehr weiterweiß, sie ist die Lösung für den, der sich verlaufen hat und sich nicht selbst aus dem Sumpf retten kann. Wer mit allen seinen Möglichkeiten am Ende ist, ist auf die Gnade Gottes angewiesen. Und wer Gott um Gnade bittet, bekommt sie. Sie steht jedem kostenlos und ohne

Bedingungen zur Verfügung. Wer die Gnade in Anspruch nimmt muss nichts selbst tun, weil er auch gar nichts tun kann. Er lässt die Gnade für sich arbeiten. Sie rettet ihn.

Es gibt nur einen Haken an der Sache mit der Gnade: sie ist immer frisch und unmittelbar, sie kann nicht angesammelt werden oder, als Notration haltbar gemacht, in schwierigen Situationen zur Verfügung stehen. Die Gnade gibt es nicht im Voraus, sondern nur im aktuellen Fall. Die Gnade wirkt im Heute. Wir sind auf die Gnade Gottes angewiesen, aber wir können nicht mit ihr rechnen, sonst würde sie entwertet. Wir könnten uns dann alles erlauben, weil unser Handeln keine negativen Konsequenzen hat. Nein, wir sind verantwortlich für unser Tun. Wir können nur dann, wenn wir nicht mehr weiterwissen, um die Gnade Gottes bitten.

Das heißt folgendes: Wenn wir zurückschauen und unseren bisherigen Weg überschauen wird uns deutlich, dass jeder Schritt Gnade war: In jedem Moment unseres Lebens hat Gott uns gehalten und getragen, eine Auswirkung dessen, dass Jesus für uns eintritt. Durch seinen Tod am Kreuz steht uns die Gnade Gottes zur Verfügung, wir müssen sie nur in Anspruch nehmen. Die Gnade wird in vielen kleinen und großen Begebenheiten des Alltags konkret: Es ist Gnade, dass wir durchhalten, nicht stürzen, den richtigen Weg finden. Es ist Gnade, dass jener Mensch unseren Weg kreuzt, wir im richtigen Moment die richtige Idee haben, der Unfall so glimpflich ausgeht – alles Gnade, eine ganze Reihe, eine Aneinanderkettung von Gnade. Das ist unser Lebensweg. Würden wir diese Kette der Gnade nach vorn verlängern wollen, würden wir faul und nachlässig. Wir würden uns im Voraus auf die Gnade verlassen und das wäre nicht gut für uns, das wäre billige Gnade. Deshalb heißt es für unseren Weg in die Zukunft: selber gehen, wachsam sein, aufmerksam, alle Erfahrungen einsetzen, die Kenntnisse erweitern, die Fähigkeiten verstärken, Menschen suchen, die mitgehen – unser Tun, unsere Klugheit, unser Verstand, aktivieren, was möglich ist. Handeln, als hinge alles nur von uns ab. Dann, bei jedem Schritt erfahren wir, dass wir die Gnade brauchen, weil wir sonst hängen bleiben und im Rückblick sehen wir: alles Gnade! „Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, aber man muss es vorwärts leben“; sagte der Philosoph Sören Kierkegaard. Die Gnade wirkt im Heute, sie ist unmittelbar. Wir müssen sie nur ergreifen, jetzt! Gottes Gnade ist die Kraft für den Weg, für den eigenen Weg. Nur so können wir unsere Wege gehen – auch wenn sie beschwerlich sind. Wenn wir uns auf uns selbst verlassen und eigenmächtige Wegführungen suchen, verlieren wir die Gnade und gehen in die Irre. Wir finden nur wieder zurück indem wir die besondere Gnade Gottes, die uns speziell für die nächste Wegetappe zur Verfügung steht, für uns annehmen (Epheser 4,7; 1.Petrus 4,10). Mehr ist nicht nötig.

So sitzt unser Wanderer lange Wochen im Jammertal, bis ihm selbst das Jammern zum Jammer wird. Er hat verschieden Möglichkeiten zur Flucht erkundet, aber gesehen, dass es so nicht geht. Er hat sich immer wieder die Geschichten der Menschen angehört, dass die Gnade Gottes früher lebendig war, aber heute nicht mehr. Es wurde ihm vermittelt, dass es keine Möglichkeit gibt, sich auf sich selbst zu verlassen, dass man nur noch aushalten und ertragen kann – bis ihm eines Tages der Kragen platzt: „Ich will hier raus!“, schreit er. „Herr,

erbarme dich! Herr, rette mich!“ Und ruckzuck hat er wieder festes Land unter sich und die Wildnis der Orientierungslosigkeit liegt hinter ihm.

Gut, dass ihm zuletzt diese Lösung eingefallen ist (sie hätte ihm schon früher kommen können). Er hat an die Gnade Gottes appelliert und um seine Hilfe gebeten. So geht es, so finden wir hinaus aus den verwirrenden Geschichten, die uns die Orientierung rauben. Wo alles gleich gültig ist, hat die Gnade keinen Raum. Doch die Gnade gibt Orientierung, sie zeigt woher die Hilfe kommt. Die Gnade strukturiert das Chaos auf göttliche Weise, sie sagt was richtig und falsch ist und was allein zählt: Gott. Wir sind auf seine Gnade angewiesen. Die Jünger haben das in ihrer Not erkannt und geschrien: „Herr hilf, wir kommen um!“ Kurz darauf waren sie an Land (Matthäus 8,25). Petrus war ebenfalls an dem Punkt, wo allein der Blick auf Jesus seine lebensgefährliche Situation änderte: „Herr hilf mir!“ (Matthäus 14,30). Die Psalmbeter kennen diesen Ruf: „Eile, mir zu helfen“ (Psalm 22,20). Der Blinde in Jericho schrie um Hilfe (Lukas 18,38) und selbst Jesus hat so gebetet: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde“ (Johannes 12,27).

Es ist die einzige Chance die wir haben, wenn wir keine Chance mehr haben, die einzige Möglichkeit aus Verwirrung und Orientierungslosigkeit herauszukommen, an die Gnade Gottes zu appellieren: „Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“ Das Gebet des Herzens hört Gott gern. Es ist für uns die einzige Medizin gegen Verwirrung und Orientierungslosigkeit. Das Chaos lichtet sich, der Nebel weicht und wir sehen wie es weitergehen kann.

Die Gnade zeigt uns, was wichtig ist und was nicht.
Sie geht gnädig mit dem um, der eine extreme Meinung hat.
Sie breitet ihren Mantel über den Jammer der Menschen.
Sie bedeckt Verwirrung und Durcheinander mit Barmherzigkeit.
Sie legt den zähen Morast der eigenen Lösungen trocken.
Sie macht die hilflosen eigenen Rettungsversuche zunichte
und gibt gleichzeitig festen Halt im Chaos der Unverbindlichkeiten.

Fünfte Zwischenfrage

Muss ich da wirklich durch? Antwort: Es ist Ihre einzige Chance.

Es ist ein wichtiger Lernschritt auf dem Weg des Glaubens, wenn wir erkennen: Hilfe gibt es allein bei Gott. Wir sind ganz auf ihn angewiesen. Wir könnten sonst versucht sein, unser Herz an alle möglichen Dinge zu hängen: Die einen suchen Hilfe in der Esoterik, beschäftigen sich mit Engel oder magischen Steinen. Die anderen suchen das Heil in selbstheilenden Methoden, verklären den Sumpf mit positiven Mantras oder entwickeln Techniken, wie sie die Last der Probleme besser tragen können. Die meisten fragen nach Ratgebern oder rufen nach dem starken Mann, dem bevollmächtigten Leiter oder Pastor, der sie rettet. Sie machen sich abhängig. Sie ersetzen die eine Verwirrung durch die andere und sind zuletzt frustriert, enttäuscht und glauben gar nichts mehr. Sie werden sich im Jammertal eine Hütte

bauen müssen.

Die Frage ist deshalb nicht, *ob* wir uns durch die Wildnis der Orientierung kämpfen müssen, sondern *wie* wir es tun. Wer in seinem Herzen betet: „Jesus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner“, wer sich kleidet mit dem Schutzmantel der barmherzigen Liebe Gottes, wer seine Gedanken allein auf die Hilfe Gottes richtet, kommt hindurch, ohne dass die Verwirrung ihn von seinem Weg abbringen könnte. Er hat einen inneren Kompass und einen äußeren Schutz. Er weiß: „Gott ist mit mir – wer könnte gegen mich sein?“ (Römer 8, 31-39)

6. Etappe: Felswand der Arbeit

Höher hinauf

Der Wanderer auf dem Weg des Glaubens tritt aus der Wildnis der Orientierungslosigkeit und steht nun unmittelbar vor der Felswand der Arbeit. „Es geht also weiter“, denkt er sich, während er die mächtig emporragenden Felsen hinaufschaut, „ob ich hier hinaufkomme?“ Aber er ist zuversichtlich, alle bisherigen Erfahrungen haben ihn gelehrt, dass er auch schwierige Wegstrecken bewältigen kann. Die Erfahrung der Gnade Gottes beflügelt ihn und er macht sich auf, die Felswand hinaufzuklettern. Bald stellt er fest, dass der Weg gar nicht so schwierig ist, wie es zunächst den Anschein hatte. Der Weg wirkte von unten gesehen steiler, nun ist er gut zu gehen. Er hatte die Befürchtung gehabt, er müsste über Felsen klettern, nun sieht er, dass ein Saumpfad hinter den Felswänden verläuft. Der Weg ist zwar unübersichtlich, aber nicht zu anstrengend. Immer weder bieten weite Hochtäler mit geruhsameren Strecken die Möglichkeit zum Verschnaufen. Jede Wegbiegung bietet neue Eindrücke. Die wunderbare Blumenpracht, die herrlichen Ausgucke ins Land und das klare Gebirgswasser, das über die Steine plätschert, entschädigt für die Mühen. So ist das Verhältnis von Einsatz und Gewinn ausgeglichen, sogar so, dass der Genuss und die Freude größer sind als die Anstrengung.

Unser Wanderer ist so motiviert sich an die Felswand der Arbeit zu wagen, dass er gar nicht die Häuser bemerkt, die etwas abseits vom Weg am Fuß des Felsens stehen. Von Nahem betrachtet wirken sie wie große Sanatorien oder Hospize, so wie sie im Gebirge gar nicht selten vorkommen. Aber es sind, genau genommen, Kinderheime. In den großen Sälen dieser Häuser haben die Menschen einen Bettplatz gefunden, die nicht hinauf wollten. Sie verweigerten den Aufstieg und erklärten, dass sie nicht erwachsen werden, sondern lieber Kinder bleiben wollten.

Um das zu verstehen, müssen wir etwas ausholen. Die Felswand der Arbeit ist die Etappe des Glaubensweges, in der der Christ im Glauben wachsen kann. Während er hinaufsteigt wird er erwachsen, er wird zu einem reifen und mündigen Christen. Die Herausforderungen des Weges tragen zu seiner Entwicklung bei. Am Anfang seines Glaubensweges ist der Christ ein Neugeborener, er ist auf die Hilfe anderer angewiesen (zum Beispiel in der Ebene des Aufbruchs). Als Glaubenssüugling wird er mit Milch ernährt (Hebräer 5,12), dann nimmt er an Glaubenskraft zu und wird ein Jugendlicher, der gelernt hat, sich selbst zu überwinden (1.Johannes 2,13-14). Schließlich ist er erwachsen, hat geübte Sinne und ernährt sich von fester Speise (Hebräer 5,14). Während nun viele Menschen einem kräftigen Stück Vollkornbrot und einem würzigen Speck gegenüber nicht abgeneigt sind (vor allem wenn es dazu noch ein Bier gibt), bevorzugen sie als Christen lieber weiterhin das Fläschchen mit der Milch. Die Nahrungsaufnahme ist dann nicht so anstrengend und man bleibt im Status des Versorgtwerdens. Es ist doch einfacher klein zu bleiben, als Verantwortung für sich und die Welt übernehmen zu müssen. Die zunehmende Entwicklungsverweigerung der Christen führt dazu, dass die Kinderheime am Fuß der Felsen sich in beängstigender Weise füllen. Ihre Insassen lassen sich versorgen, genießen die Pflege, werden von A bis Z betreut – aber sie

bleiben unmündige Kinder, ihr Glaube erwächst nicht den Kinderschuhen.

Die Milch, die den Glaubenssuglingen eingeflößt wird, ist der Zuspruch der Liebe Gottes, die Vergewisserung der Fürsorge des himmlischen Vaters, die Betonung eines liebevollen, mütterlichen Gottes, der Rundumversorgung verheißt und das Leben dem neugeborenen Christen möglichst einfach und angenehm macht. Er wird genährt, damit er gedeiht und wächst und sich prächtig entwickeln kann. Die feste Speise dagegen ist herausfordernder: sie muss gekaut werden. Jeder ist für seine Portionen selbst zuständig, muss sie zubereiten und kann nicht meckern, wenn sie ihm nicht schmecken. Manchmal muss man auch damit zurechtkommen, dass man hungrig bleibt, manchmal muss die Nahrung erst mühsam erworben werden. Von einem erwachsenen Christen wird einiges an Selbständigkeit und Willenskraft verlangt! Das ist nicht jedermanns Sache und deshalb verabschieden sich manche Christen am Fuß der Felswand von der Arbeit und ziehen sich in den Hauskreis zurück, in dem sie auf Jahre hinaus unbehelligt von allen Ansprüchen auf Wachstum unauffällig ihre Zeit verbringen können. Sie ziehen Predigten vor, die sie so bestätigen wie sie sind, befassen sich nur mit den Bibelstellen, die sie bereits kennen und lassen sich durch nichts und niemand herausfordern. Sie bleiben Babys im Glauben.

Die anderen, die in ihrem Glauben wachsen wollen, gehen weiter: Immer höher hinauf, egal, was sie es kostet. Mit jedem Schritt werden ihre Sinne geschärfter, ihr Wille klarer, die Bereitschaft tiefer und ihre Glaubenskraft ausgereifter. Der Wille wird durch viele Krisen geformt und gestärkt.

An der Felswand der Arbeit geht es vor allem darum, dass der Mensch liebenswürdiger für andere Menschen wird, damit er auf seinem Weg nicht allein bleibt: Er muss seine Beziehungsfähigkeit ausprägen. Damit das gelingt, wird in drei Bereichen an der Entwicklung des Christen gearbeitet – wenn er es zulässt: Persönlichkeit, Gemeinschaftsfähigkeit und geistliche Kompetenz.

1. Lernbereich: Persönlichkeit stärken

Als Baby im Glauben hat der Christ die Liebe des himmlischen Vaters und der Menschen, die ihm ins Leben halfen, aufgesogen. Er ist durch diese Liebe heil geworden und aufgeblüht. Nun ist es Zeit, dass er diese Liebe auch an andere weitergibt und nicht nur für sich selbst verbraucht. Wo sind die Menschen, mit denen er seine Schätze teilen kann, wem kann er weitergeben, was er selbst an Fähigkeiten, Gaben, Proviant und Erfahrungen gesammelt hat?

Beziehungsfähig ist jemand, der eine eigene klare Persönlichkeit ist, der sich lauter und ehrlich verhält, dem man vertrauen kann. Diese Werte gilt es auszuformen und zu mehren. Dazu kommen Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, der Respekt vor dem anderen und seiner Meinung.

Ein Mensch ist interessant, der mit sich selbst identisch ist, der weiß was er will und das auch auf gute Weise vermittelt, der Initiative zeigt und andere motivieren kann, mitzumachen. Der bleibt ganz sicher nicht allein. Dazu gehört, dass er mit sich zufrieden ist, in sich ruht. Er

achtet auf sich und nimmt sich ernst mit allem, was sich in ihm regt. Deshalb kann er auch die anderen ernst nehmen und achten – mit ihren Bedürfnissen.

Weil er sich selbst versorgt und gut mit sich umgeht, kann er auch verzichten, muss sich nicht nur um sich selbst drehen. Er kann sich um den anderen kümmern und um dessen Wünsche, ist bereit hinten anzustehen und braucht sich nicht vordrängen, weil er Angst hat zu kurz zu kommen.

Wenn es problematisch ist, hat er sich im Griff, fährt nicht unkontrolliert aus seiner Haut, sondern reagiert überlegt und besonnen. Er denkt nach, bevor er etwas sagt und ist bereit zuzuhören. Er muss nicht dauernd von sich selbst reden. Er stellt Fragen und interessiert sich für die Antworten.

Wo jemand in Problemen steckt, hilft er gern. Er weiß, wie Not zu lindern ist, denn er hat sie selbst erfahren. Er möchte nicht dass jemand anderes leidet, am wenigstens durch ihn. Er ist mitleidig und sanftmütig.

Wir könnten diese List einer reifen und starken Persönlichkeit fortsetzen. Aber irgendwann kommt uns die Frage in die Quere, ob das nicht überzeichnet und zu ideal ist. Natürlich wäre es schön, so zu sein und wir wären selbst gern mit solchen Menschen zusammen. Es würde uns gut tun und uns zu vielem gutem Werk anspornen. Aber ist ein solch ideales Verhalten nicht doch überfordernd? Ist es tatsächlich möglich, sich an der Felswand eine solche Persönlichkeit zu erarbeiten, immer besser zu werden?

Ja, wir können es – wenn wir wollen. Es ist gut möglich, dass die Ergebnisse unserer Bemühungen keinem Idealbild entsprechen. Aber wir sind auf dem Weg, wir geben uns Mühe, wir lassen nicht nach. Es ist schließlich nicht unser eigenes Image, das wir perfektionieren, sondern genau das ist es, was Gott von uns möchte. Jesus gibt den Standard vor und wir sollen *seinem* Bild entsprechen, wir sollen werden wie er. Das führt er zum Beispiel sehr ausführlich und ambitioniert in der Bergpredigt aus (Matthäus 5-7). Hier werden Werte vorgegeben, an denen wir uns ein ganzes Leben abarbeiten können. Hier wird uns ein Spiegel vorgehalten, wie weit wir es geschafft haben. Hier wird die Latte sehr hoch gehängt, damit wir uns daran messen können. Und nun sollen wir üben und immer besser werden! Und trotz allem Training müssen wir vielleicht auch nach langer Zeit ernüchternd feststellen, dass wir uns noch immer mitten an der Felswand der Arbeit befinden und der Weg, der vor uns liegt, noch weit ist. Es gibt noch vieles zu tun – an uns selbst!

2. Lernbereich: Gemeinsinn entwickeln

An der Felswand der Arbeit lernen wir gemeinsam unterwegs zu sein – vor allem an den gefährlichen Klettersteigen und schwindelerregenden Felsvorsprüngen. Hier sind wir aufeinander angewiesen. Wir erfahren, dass wir aneinander hängen. Nicht einer allein schafft es, sondern wir gemeinsam. Keiner bleibt zurück. Der Schwächere wird in die Mitte genommen und geschützt. Wir warten aufeinander und nehmen Rücksicht auf die Eigenarten und Ängste des Einzelnen. Wir kümmern uns umeinander und sind bestrebt unser Ziel gemeinsam zu erreichen. Keiner wird zurückgelassen, selbst wenn man einmal

jemand tragen müsste. Wunden werden gepflegt, Unfälle und Notlagen zusammen bewältigt. Wir sind miteinander auf dem Weg! Das vor allem gilt es zu lernen: Wir sind eine Gemeinschaft. Auf dem Weg des Glaubens geht niemand allein.

Der christliche Glaube ist vor allem anderen eine Beziehungsreligion. So wie Gott zu den Menschen in Beziehung tritt und ihnen ganz nahe kommt, so sollen die Menschen auch in Beziehung zueinander kommen. Nicht umsonst spielt die Gemeinschaft der christlichen Gemeinde eine große Rolle. Hier erfahren wir, wie aus vielen Einzelnen ein Leib wird. Dieser Leib ist wie eine Person: der Leib Jesu. Ein großes Geheimnis und eine umso größere Herausforderung: Wie kann das gehen? Die narzisstisch verbogenen Menschen von heute, die vielfach zu Einzelwesen mutiert sind, wissen nicht wie sie gemeinschaftsfähig werden können. Sie müssen es lernen. Sie lernen es in der Gemeinde – an der Felswand der Arbeit. Das geht so: Jeder sucht sich Menschen mit denen er konkret und verbindlich gemeinschaftliches Leben einübt. In dieser Zelle ist jeder gleich, hier hat jeder seinen Platz, jeder trägt und wird getragen.

Jeder sucht sich einen Platz in der Gemeinde wo er sich verantwortlich einsetzen kann und entsprechend seinem Auftrag (siehe Berg des Weitblicks) eine Aufgabe übernehmen kann. Jeder sucht sich einen anderen, jüngeren Menschen, den er anleiten und begleiten kann. Denn wer anderen hilft, lernt selbst am meisten dabei.

Jeder hält Ausschau nach einem Menschen, der sich noch nicht auf den Weg des Glaubens gemacht hat. Er sucht den Kontakt mit ihm und pflegt die Freundschaft, so dass er ihm von seinen Erfahrungen mit dem Glaubensweg erzählen kann. Vielleicht verlockt ihn das, sich auch aufzumachen?

Verantwortung muss gelernt werden. Verantwortung ist Reife und Mündigkeit. Wer andere machen lässt und sein Leben nicht selbst in die Hand nimmt, bleibt klein. Aber zur Verantwortlichkeit gehört auch, sich unterzuordnen wo es nötig ist, weil es der Sache Gottes und der Gemeinschaft dient. Oberstes Ziel ist ja, dass wir miteinander vorankommen und nicht hängen bleiben am schutzlosen Fels. Führer sind nötig, die akzeptiert werden und ein Machtwort sprechen dürfen – vor allem wenn die Situation gefährlich wird.

Die Felswand der Arbeit ist der Alltag der Gemeinde. Hier müssen wir in einer pluralistischen, egoistischen Welt noch viel mehr in den Blick bekommen, wie wir zusammenstehen und gemeinsam vorangehen können. Hier besteht noch enormer Entwicklungsbedarf! Hier müssen wir lernen miteinander zu reden und aufeinander zu hören, damit wir einander verstehen. Hier müssen wir uns so auseinandersetzen, dass wir uns nicht zertrennen. Hier müssen wir herausfinden, wie es geht, ehrlich und fair miteinander zu streiten. Zur Gemeinschaftsfähigkeit gehört Konfliktfähigkeit und konfliktfähig sind wir, wenn wir auf der Grundlage von guten Beziehungen in eindeutiger und versöhnlicher Weise um Standpunkte ringen. Niemand muss immer der Stärkere sein und gewinnen, jeder kann auch nachgeben. Es gibt Momente auf dem Weg, in dem *ich* recht habe, dann wieder welche, wo *du* recht hast, dann gibt es auch Strecken wo *wir* beide *nicht* recht haben und nicht zuletzt auch Phasen wo *wir beide* recht haben. Wir lernen auf dem

Weg die verschiedenen Möglichkeiten zu unterscheiden, damit wir dem anderen nicht Unrecht tun.

Aber alles geschieht unter dem Motto: Wir wollen miteinander vorankommen – immer höher hinauf. Wir wollen wachsen im Glauben, wir wollen fähiger werden für Gottes Reich und seine Herrlichkeit. Wir üben ein, wie es sein kann, wenn wir einmal bei ihm sein werden.

3. Lernbereich: Geistliche Kompetenz vertiefen

Ein drittes wichtiges Lernfeld an der Felswand der Arbeit ist das geistliche Leben – einsam und gemeinsam. Hier geht es darum, die Zusammenarbeit mit dem Heiligen Geist sukzessive zu vertiefen. Der Heilige Geist gibt die Anweisungen, bewahrt vor Abstürzen, bringt uns mit anderen Wandergruppen in Kontakt und hält die Verbindung zu Gott lebendig. Sollte doch einmal jemand straucheln und fallen, gehört es zu den Übungen des Weges an der Felswand der Arbeit, sofort wieder aufzustehen. Schafft einer es nicht, ruft er die anderen, denen er erklärt über was er gestolpert ist. Die stellen ihn wieder auf die Beine, wenn es sein muss auch einmal mit einem unsanften Schubs.

Ein wichtiges Lernthema im Bereich des geistlichen Lebens ist die Geduld. Wir sind oft zu schnell und wollen Gott zuvorkommen. Wir sollen lernen zuwarten, bis der richtige Zeitpunkt da ist. Wir achten auf Gottes Signale: Wann ist der richtige Augenblick gekommen? Wann gibt er das Zeichen zum Aufbruch? Wann sollen wir etwas sagen? Wenn wir zu rasch und zu unbedacht sind, verderben wir Gottes Sache.

Wir lernen ebenso die Ausdauer, das Dranbleiben. Es gibt Zeiten auf dem Weg den Felsen hinauf, da macht das Wandern keinen Spaß, da erscheint alles nur öde und mühsam und wir verwünschen uns und die anderen, die mit uns unterwegs sind. Wir sollen auch schwierige Strecken (und schwierige Weggenossen) ertragen und Phasen aushalten, in denen wir keine guten und erhebenden Gefühle haben und Gott uns weit entfernt scheint. Manchmal müssen wir allein gehen, akzeptieren, dass uns niemand versteht. Aber wir bleiben trotzdem beharrlich in der Spur.

Den ganzen Weg über lernen wir mehr und mehr zu vertrauen. Wir erkennen, dass es richtig und gut ist, wie Gott uns führt. Er macht es genau so, dass wir ohne weiteres mitkommen können, wir sind immer im richtigen Moment am richtigen Ort. Wir machen exakt die *jetzt* notwendigen Erfahrungen, es ist Gottes gutes Timing. Wir werden so optimal versorgt, dass wir es schaffen. Wir können uns auf ihn verlassen und im Heute leben, Tag für Tag. Sorgen, die unseren Sinn verdüstern und den Weg am Berg unnötig erschweren (vielleicht manchmal sogar unmöglich machen), werfen wir auf Gott (1.Petrus 5,7). Wir lernen abzugeben, was uns bedrückt, auf Gott zu schauen, alles von ihm zu erwarten. Mehr und mehr kommen wir mit jeder Situation zurecht, können mit viel oder wenig umgehen und uns an dem, was wir haben, genügen.

Dazu lernen wir, mit ihm im Gespräch zu sein. Wir entwickeln das feine Gehör, das wir brauchen, um seine Stimme zu verstehen. Wir nehmen uns auf dem Weg an der Felswand der Arbeit immer wieder Zeit zur Stille. Sie dient zur Konzentration, sie hilft uns, nicht müde und matt zu werden. Die Nähe Gottes, die wir dann erfahren, erfrischt und motiviert uns zum Weitergehen. Wir lernen währenddessen so in der Bibel zu lesen, dass wir das Wort Gottes immer mehr auf uns anwenden können. Wir verstehen, was wir lesen. Wir hören in dem, was wir lesen, die Stimme Gottes für uns persönlich. Deshalb ist die Zeit mit der Bibel keine verlorene Zeit, sondern gehört zu den fruchtbarsten und sinnvollsten Wegstrecken. Wir kommen schneller voran als wir denken, wenn wir uns diese Zeit nehmen, weil wir dann verstehen wie unser Weg verläuft und keine unnötigen Umwege machen müssen. Wir kommen zielgerichtet voran und manche Mühe bleibt uns erspart.

Andere Mühen sind dagegen wichtig, um uns weiter zu trainieren, im Glauben nicht nachzulassen. Wir spüren immer wieder neu wie es ist, dass Gottes Gnade mit uns geht und wir sie jederzeit in Anspruch nehmen können. Manche Durstrecken machen uns das lebendige Wasser Gottes umso köstlicher. Manch steiniger Weg lässt uns bewusster und vorsichtiger gehen, damit unser Fuß nicht anstößt (Psalm 91,12). Manche Abgründe lehren uns bedenken, dass wir sterben müssen (Psalm 90,12) und fordern uns immer wieder heraus uns ganz und gar in die Hände Gottes zu legen. Wenn es uns schwindlig wird und wir es mit der Angst zu tun bekommen, sind wir umso mehr herausgefordert uns in Gottes Liebe zu bergen. Wir verstehen, dass alles was geschieht, eine heilsame und notwendige Zurechtweisung Gottes ist, wir würden sonst in die Irre gehen. Jedes Lob, das wir erhalten nehmen wir an, es dient uns zur Ermutigung, weiter zu gehen, nicht nachzulassen. Aber jedes Lob gehört Gott, der mit uns geht, wir geben es an ihn weiter. Wir haben keinen Grund selbst stolz zu sein und uns auf unsere Leitung etwas einzubilden. So kommen wir voran, Schritt für Schritt höher hinauf, Gott entgegen.

Höhenerfahrungen

Wer manchmal als Bergführer an der Felswand der Arbeit unterwegs ist (so wie ich), stellt fest, dass der Weg der Seilschaften, die sich hier voran bewegen nicht so gefährlich ist, wie es den Anschein hat. Wir müssen nicht allzu vorsichtig sein (zumindest was den Weg des Glaubens betrifft). Wir können ruhig kühn und mutig sein. Wir können etwas riskieren, um neue Erfahrungen zu machen: Gott sichert uns ab. Viele Christen gehen sehr zurückhaltend ihren Weg. Sie wägen jeden ihrer Schritte ab. Sie dürften sich mehr zutrauen und kühn ausschreiten. Wenn sie dabei Fehler machen, ist das überhaupt nicht schlimm. Fehler gehören zum Lernen dazu. Jeder Schritt bietet eine neue Gelegenheit für eine tiefgreifende Erkenntnis, jeder Fehler kann ausgewertet werden und erweitert den Horizont. Alles, was miteinander erlebt wird, vertieft die Gemeinschaft. Man darf sich Zeit lassen, es geht nicht darum, möglichst schnell oben zu sein, sondern darum, alle Chancen, die dieser Weg bietet auszunützen, um etwas Neues zu begreifen. Es lohnt sich also diesen Weg sehr bewusst zu gehen.

Manche rennen den Berg hinauf, um so bald als möglich alle Schwierigkeiten hinter sich zu haben. Aber oben sind sie dann nicht in der Lage die Fernsicht zu genießen. Sie sind außer Atem und völlig erledigt. Wenn man sie fragt, welchen Weg sie genommen haben, wissen sie es nicht. Sie haben den Aufstieg mehr als sportliche Leistung gesehen, denn als einen Weg, der sie verändert. Als die Gleichen stürmen sie wieder ins Tal.

Wer sich verirrt, kehrt wieder um. Eine Rückkehr vom falschen Weg ist nicht beschämend sondern mutig. Er wird von den anderen für seine Konsequenz gelobt. Wer auf seinem Weg in eine unklare oder gar bedrohliche Situation gerät, ruft die andern zur Hilfe: Alle lernen aus der prekären Situation, dass es so nicht geht. Wer etwas Besonderes entdeckt, weist die anderen darauf hin, so haben alle etwas davon. Wer nicht mehr kann, gibt es zu und wird deswegen nicht verspottet. Rastplätze am Weg dienen dazu, miteinander auszuwerten, was man gelernt hat. Dann schließt man sich zusammen und betet um Führung und Bewahrung durch Gott auf der nächsten Wegstrecke.

Je höher wir hinaufkommen, desto größer werden die Herausforderungen. Zwar nimmt dann auch die grandiose Fernsicht zu – der Horizont wird immer weiter – aber gleichzeitig erhöht sich auch die Anstrengung bei jedem Schritt. Der Atem wird mühsamer, man spürt, dass man an die Grenzen der Belastungsfähigkeit seines Körpers kommt. Der Geist ist zwar noch frisch, aber jeder Muskel macht sich bemerkbar. Man wird sich selbst zur Last. Irgendwann macht auch der Geist nicht mehr mit und nur noch der Wille schiebt voran. Fängt dann aber der Verstand an, unwirkliche Bilder vorzugaukeln und wird der Wille zum gnadenlosen Antreiber, so dass man an sich irre wird, ist es höchste Zeit, sich zu überlegen, wie hoch man noch hinaus möchte. Ist man überheblich? Will man zu viel? Muss man ganz nach oben gelangen, um es sich selbst zu beweisen, dass man es geschafft hat? Will man stärker sein und weiter kommen als andere?

Nun ist es ratsam, sich an die menschlichen Begrenzungen zu erinnern und mit dem zufrieden zu sein, was man erreicht hat. Es geht um keine Rekorde. Es geht nicht darum, dass man weit oben ankommt – ein möglichst perfekter Christ wird. Die natürliche Bescheidenheit und die Argumente der Vernunft sind die Grundlagen für eine geistliche Demut. Das ist die letzte (und vielleicht wichtigste) Lernlektion: Demütig zu sein. Was nützt es denn dem Menschen, wenn er von oben herab kommt und stolz und überheblich geworden ist, weil er es geschafft hat? Der Glaube an Gott ist kein Hochleistungssport, es geht nicht um eigene Erfolge und überdurchschnittliche Leistungen. Es geht darum, zu Gott zu kommen und der braucht keine arroganten Überflieger. Er freut sich über die Verzagten, die Schwachen, die Bedürftigen, weil sie zu ihm hochschauen. Sein wie Gott, steht den Menschen niemals zu. Dass Gott immer noch größer, immer noch höher und letztlich für den Menschen unerreichbar ist und bleibt – das macht den Wanderer auf dem Weg des Glaubens demütig. So kommt er vom Berg herab und war Gott ganz nahe, aber er hat dabei seine Kleinheit erfahren und weiß wie groß und mächtig Gott ist. Mächtiger und größer als alles.

Sechste Zwischenfrage

Besteht nicht die Gefahr, dass man bei einem Aufstieg an der Felswand der Arbeit einen Höhenkoller bekommt? Antwort: Ja, die Gefahr besteht durchaus.

Es gibt Christen, die sind die Felswand sehr weit hinaufgestiegen. Oft waren es Einzelgänger oder solche, die von Seilschaft zu Seilschaft gezogen sind. Sie haben die Lernerfahrungen nicht wirklich ausgewertet und deshalb auch nicht aufgenommen. Sie wissen viel. Nun warten sie auf die anderen, um ihnen die Landschaft zu erklären und darauf hinzuweisen, was am Horizont zu sehen ist. Wenn weitere Einzelwanderer kommen, nehmen sie diese unter ihre Fittiche und versuchen ihnen zu sagen, was sie beachten sollten. In ihrem Verhalten und in ihrem Wissen sind sie überheblich. Die Höhe ist ihnen zu Kopf gestiegen. Sie wollen nicht mehr hinunter, weil sie fürchten, dass sie unten im Tal keine Bedeutung mehr haben (was auch stimmt). Hier oben sind sie wer: immer den anderen einen Schritt voraus, immer klüger, immer geistlicher, immer weiter oben. Aber weil sie ihre Erfahrungen nicht in ihre Existenz integrieren und der Realität des Alltags ausweichen, ist das, was sie von sich geben, nicht gedeckt, es sind nur Worte. Wer sie bewundert erhält ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Dann sind sie sogar in der Lage wertvolle Tipps zu geben oder ihren Vorrat zu teilen. Wer ihre Worte aber ignoriert und sie nicht hofiert, wird als unfähig abqualifiziert. Sie bewerten die Menschen also danach, ob sie nützlich sind oder unwürdig auf ihren Höhen zu verweilen. Weil sie den Kopf (quasi) immer in den Wolken haben, sehen sie sich selbst nicht, aber wollen gesehen werden. Sie verändern sich nicht, werden zum Almöhi (ein wettergegerbter Pseudoeinsiedler, der mehr oder weniger geistliche Dinge von sich gibt). Oder sie bekommen den mystischen (aber nicht ganz ernst gemeinten) Anstrich eines Bergyetis und werden damit zu einer nicht ernstzunehmenden Sagenfigur. Sie haben den Anschluss an den normalen Alltag verloren.

7. Etappe: Der Gipfel des Erfolgs

Der höchste Gipfel der Welt

Irgendwann sind wir oben angelangt und stehen auf dem Gipfel des Erfolgs. Wir atmen tief durch: Geschafft! Die Frage ist nur, um wessen Erfolg es sich handelt, wenn wir das Ziel erreicht haben. Es ist Gottes Erfolg. Gott hat es geschafft. Mit uns!

Wir schauen uns um und sehen den kahlen Gipfel eines hohen Berges, markiert durch ein verwittertes und von Stahlseilen gehaltenes Gipfelkreuz. Äußerlich gesehen ein unwirtlicher Ort, von Wind und Regen geformt. Aber wenn wir genauer hinschauen, sehen wir mehr: Dieser Berggipfel ist der höchste Gipfel der Welt, es ist der Ort an dem sich Himmel und Erde berühren (Micha 4,1-2). Es ist der Himmelfahrtsberg Bethanien (eigentlich keine hohe Erhebung – aber trotzdem erhebend) von dem aus Jesus in den Himmel aufgefahren ist (Lukas 24,50-51 und Apostelgeschichte 1). Damals 40 Tage nach seinem Tod und seiner Auferstehung hatte Jesus seine Jünger an diesen Ort bestellt und war vor ihren Augen weggenommen worden und zu seinem Vater in den Himmel aufgefahren. Seither ist alles anders. Menschen stehen an diesem Ort und warten, dass Jesus wiederkommt. Denn so, wie er damals gegangen war, sollte er einst wiederkommen. Sie schauen in die Weite und versuchen die Zeichen seiner Wiederkunft zu erspähen.

Dieser Ort auf dem Gipfel des Erfolgs ist der Ort an dem sich das Blatt wendet, ein widersprüchlicher Ort: Jesus ging, um wiederzukommen. Er machte sich auf, um bei seinem Vater im Himmel zu sein und kam doch gleichzeitig bei den Menschen an. Er stieg empor, um in die Tiefen der Abgründe hinabzusteigen. Er verabschiedete sich, um zu bleiben. Die Menschen warten, dass er wiederkommt, aber er ist bereits da.

Wir sehen die Wolken, die sich zwischen uns und Jesus schieben, spüren aber, wie er doch nahe ist und wissen, dass er wiederkommt. Immer mehr wird er unserem Blick und unserer Erkenntnis freigegeben. Seine Wiederkunft geschieht fast unmerklich, aber eines Tages wird sie schlagartig und so offensichtlich geschehen, dass es niemand übersehen kann: Jesus ist zurück!

An diesem Ort hier oben, dem Himmel nah, kreuzen sich alle unsere Wege. Immer wieder finden wir uns dort ein und treffen uns mit allen anderen. Hier kommt alles zusammen und von hier aus gehen alle Wege wieder in die Welt hinaus. Der Gipfel des Erfolgs (nicht unserer, sondern Gottes) ist das Drehkreuz, der große Wendepunkt, die entscheidende Wegkreuzung unserer Glaubenswege.

Den Ort, an dem sich Himmel und Erde berühren, erreichen wir immer rechtzeitig. Wir kommen immer genau im richtigen Augenblick dort an. Es gibt kein zu spät. Hier oben ist jeder Augenblick unseres Weges gegenwärtig, die vergangenen Wegstrecken und die zukünftigen. Hier verbinden sich Nähe und Weite: Wir sehen das, was weit entfernt ist ganz nah und das, was nah ist, sehen wir aus einer großen Distanz, so dass wir den nötigen Überblick bekommen. Wir spüren, dass Jesus unmittelbar gegenwärtig ist, aber wir sehen ihn nicht. Wir spüren, wie er uns anrührt und dabei kommen unsere Gedanken zu Ruhe, fallen die Anstrengungen von uns ab, entspannt sich die Sorge um die Zukunft. Er redet zu

uns mit lautlosen Worten, aber unüberhörbar. Er sagt uns die wesentlichen Sätze über uns und unser Leben. Er erklärt uns, was wir wissen müssen, über anderes breitet er das Schweigen seiner Liebe.

Hier oben kommen unserer Hoffnungen, Erwartungen, Sehnsüchte und Ängste zur Ruhe, Frieden kehrt ein. Wir sind zufrieden. Endlich einmal.

Der Blick zurück

Wir stehen auf dem Gipfel des Erfolgs und schauen zurück. Wir sehen den Weg, den wir gekommen sind. Von hier aus ist er deutlich sichtbar, wir sehen aus der Ferne Details, die uns von Nahem nicht aufgefallen sind. Wir sehen unseren Weg, den wir gegangen sind und von hier oben erkennen wir, dass es ein Weg der Liebe ist – der Liebe Gottes.

Es war Gottes Liebe, die mich im „alten Haus“ erreichte. Gott hat mich herausgeliebt aus den verstockten Verhältnissen meines Lebens. Seine Liebe hat mich frei gemacht.

Die vielen Wege auf der Ebene des Aufbruchs, alle Wege zu mir, waren Wege, die in Gottes Liebe hineinführten. Seine Liebe hat mich begleitet, bis seine Liebe in meinem Herzen ankam. Es war Gottes Liebe, die mich gezogen und geschoben hat und mich nicht in Ruhe ließ, bis ich mich selbst in Gottes Liebe finden konnte. Auch auf meinen verquerten Wegen hat mich Gott begleitet, jede noch so seltsame Wendung ist er mit mir gegangen.

Es war Gottes Liebe, die mir auf dem Berg des Weitblicks den Blick ins Weite geöffnet hat, die meine eigenen Begrenzungen überwand, so dass ich sehen und verstehen konnte. Es war seine Liebe, die mich beauftragte und ausrüstete für den Weg – obwohl ich eigentlich nicht geeignet war für irgendeinen Dienst für Gott.

Im Tal der Trauer hat Gottes Liebe mich getröstet und gestärkt. Gott machte mir auf seine liebevolle Weise deutlich, dass er selbst mehr ist als alles, was ich verliere und dass ich, wenn ich nur ihn habe, nach nichts anderem mehr zu fragen brauchte. Seine Liebe füllte meinen Mangel im Moment des Abschieds. Ich wurde reich – liebevoll.

In der Dunkelheit der Wildnis der Orientierungslosigkeit war er immer bei mir – und ich wusste es nicht! Ich kam mir so verlassen vor, dabei hat seine Liebe mich umgeben. Er hat auf mich gewartet, er hatte Geduld mit mir, bis ich endlich den entscheidenden Satz herausbrachte und an seine Liebe appellierte. Er war gern bereit, mich aus meiner Verzweiflung herauszulieben. Mit seiner Liebe gab er mir wieder den festen Grund unter die Füße, so dass ich selber stehen konnte.

Und seine Liebe führte mich zur Stärke des erwachsenen Christseins. Seine Liebe macht nicht schwach und hält nicht abhängig. Gottes Liebe freut sich, wenn ich vorankomme, wachse und reife. Seine Liebe ließ mich durchhalten und immer wieder ausprobieren, was zu mir passte, sie gab mir große Freiheit für mich selbst und meine eigenen Wege. Seine Liebe machte mich fähig andere zu lieben.

Nun stehen wir hier und es wird uns bewusst, dass es allein Gottes Liebe war, die uns hierherführte. Gottes Liebe bringt uns zu Gott. Er will, dass wir bei ihm sind, weil er uns nahe sein möchte. Dieses Bewusstsein überwältigt uns. Eine tiefe Dankbarkeit steigt in uns auf:

„Danke Herr, es war deine Liebe, dass wir leben und auf deinem Weg gehen, deine Liebe zu uns!“

Dankbarkeit

Auf dem Gipfel des Erfolgs werden Dank-Gottesdienste gefeiert. Die Erkenntnis der Liebe Gottes bricht sich Bahn in einer übergroßen Freude und wahren Begeisterungstürmen. Die jubelnden Lieder der feiernden Menge auf dem Gipfel des Erfolgs dringen weit ins Land. Auch im Jammertäler Pfahldorf werden gelegentlich die Hymnen gehört und die Menschen sagen dort: „Hört ihr, nun singen sie wieder. Das müssen die Engel im Himmel sein. Ach wären wir doch dort! Vielleicht ist es ja bald an der Zeit, dass das neue, das himmlische Jerusalem uns aus dem elenden Jammertal befreit.“

Andere Menschen im Land, die die betörenden Töne vom Berggipfel hören, verstehen nicht, was das bedeuten soll. Die einen sagen: „Es donnert, ein Unwetter zieht auf.“ Andere sind der Meinung, dass es sich um Halluzinationen handeln müsse und wieder andere finden es eher beängstigend und ducken sich. „Der Berg drückt heute wieder sehr“, murmeln sie und ziehen sich in ihre sichere Behausung zurück.

Aber oben stehen die Christen und sind froh, wie schon lange nicht mehr. Sie legen ihrer Begeisterung keinerlei Beschränkungen auf. Sie freuen sich über alles, was Gott getan hat, sie freuen sich, über Gottes Größe und Schönheit, sie freuen sich über seine Liebe und sie freuen sich, dass diese Liebe ihnen gilt. Das ist wirklich ein außerordentlicher Grund zur Freude, sollen doch die anderen denken, was sie wollen!

Die große Freude gibt das Gefühl, bereits ein klein wenig im Himmel zu sein. Und in der Tat: hier ist der Himmel offen und die Engel singen mit (was sollen sie auch anderes tun?). Die Menschen tanzen, jubeln, springen, jauchzen, singen – und dabei fühlen sie sich so leicht, als könnten sie fliegen. Sie haben den Eindruck, die Welt gehöre ihnen (was ja auch stimmt). Sie wollen die Welt umarmen (was für die Welt das Beste ist). Und sie wollen, dass sich ihre tiefe Freude durch heilsame Ansteckung verbreitet (diese Epidemie ist ungefährlich, im Gegenteil).

Die Dankbarkeit wird konkret. Menschen erzählen, was sie mit Gott erlebt haben, sie geben Zeugnis von ihrem Versagen und von Gottes Hilfe. Sie berichten, wie Gott in ausweglosen Lagen die Situation gewandelt hat. Sie bekennen, dass sie am Ende waren, wie aber Gott eine neue Türe öffnete. Die Berichte nehmen kein Ende und sie werden alle mit begeistertem Applaus kommentiert.

Einige Menschen bauen einen Dankaltar. Er setzt sich zusammen aus den steinigen Belastungen des Weges. Nun werden sie zusammengebaut zu einem Haufen und Gott geweiht. Das steinerne Denkmal wird zum Zeichen der herrlichen Hilfe Gottes in unmöglichen Situationen.

Einzelne sitzen im Schutz eines großen Steinbrockens und schreiben auf, was sie mit Gott erlebt haben. Es wird ein Tagebuch der Freude. Sie haben viel zu notieren.

Die große Stille

Manchmal verstummt die Freude – nicht weil sie versiegt ist, sondern weil die Freude so unaussprechlich ist, dass das Schweigen größer ist als der Jubel. Es ist die Stille nach dem Sturm, das große majestätische Schweigen in der Gegenwart Gottes (1.Könige 19,11-13), das Zeichen dafür, dass die Dankbarkeit zur Anbetung führt. Alle knien nieder, verneigten sich und verharren. Was könnte man auch anderes tun in der Gegenwart Gottes, wenn einem bewusst wird, wie hilfreich und gut der mächtige Gott im eigenen Leben gewirkt hat?

Der Gipfel des Erfolgs ist ein Ort der Anbetung. Das meint nicht, dass hier ein ganz besonderes Heiligtum stünde, ein außerordentlicher geweihter Ort wäre. Der allgegenwärtige Gott wird hier verherrlicht, seine umfassende Macht, seine Regentschaft über die ganze Erde. Die Anbetung, die hier oben geschieht, ist die Anbetung des Gottes der über allem thront, der überall gegenwärtig und nahe ist. Die Anbetung ist das Bekenntnis, dass Gott regiert, dass er mächtiger ist als alle Mächte dieser Erde.

Deshalb ist der Gipfel des Erfolgs einigen Mächtigen dieser Welt ein Dorn im Auge. Sie fürchten um ihre Macht. Sie wollen es nicht zulassen, dass es noch jemand gibt, der über ihnen steht. Der Gipfel des Erfolgs erhebt einen absoluten Anspruch: Nur Gott ist der Herr, sonst niemand. Deshalb gab es schon Zeiten, in denen der Zugang zu diesem Berg abgesperrt wurde, keiner sollte dort das Banner der Absolutheit Gottes aufrichten können, sichtbar weit übers Land.

Das Schweigen in der Anbetung ist die stärkste Kraft dieser Welt. Wo dieses Schweigen herrscht, haben alle anderen Mächte ausgespielt. Das Schweigen ist stärker als die Elemente der Natur (Wasser, Feuer, Luft und Erde). Das Schweigen durchdringt alles, dringt selbst in die kleinste Ritze und breitet sich in der Taubheit der Tiefe aus und füllt sie auf. Das Schweigen erreicht die verhärteten Herzen und dringt in sie ein. Das Schweigen durchzieht den Lärm und saugt ihn auf.

Dabei ist dieses Schweigen nicht bedrohlich, sondern öffnend: es gibt der Gegenwart Gottes Raum. Etwas Neues kann sich ereignen, Veränderung in der tiefsten Tiefe geschehen. Das Schweigen gibt Gott Gelegenheit zu reden und sein Wort trifft, baut auf, zerstört und heilt. Deshalb ist das Schweigen für die einen gefährlich (es sind die, die nicht möchten dass sich etwas verändert) und für die anderen das Leben (sie sehnen sich nach der verändernden Kraft des Wortes Gottes). Das Schweigen ist nicht Verlegenheit, sondern höchste Konzentration – auf Gott. Und im Anschauen des gegenwärtigen Gottes werden wir verwandelt in sein Bild.

In diesem Schweigen kommt alles zu Ruhe, was in Aufruhr ist. Die Tränen versiegen und werden abgewischt. Die Zweifel trocknen aus. Das zwanghafte Herumfeilen an eigenen Ideen und Plänen hat ein Ende. Die Angst entweicht mit einem Seufzen und wandelt sich in Zuversicht. Neue Hoffnung keimt auf, dass sich das Unveränderliche doch ändern könnte. Der Mut entsteht, es noch einmal zu versuchen, nicht nachzulassen im Glauben an das Gute und Schöne und die Bereitschaft wird geweckt, den Schritt auf den anderen zuzugehen, um

ihm die Hand zur Versöhnung hinzuhalten: Was müssen wir in Streit miteinander leben, wenn wir mit Gott versöhnt sind! Wie können wir uns hassen, wenn Gott uns liebt! Wir trauen Gott wieder zu, dass er die Türen öffnet: die unserer eigenen Verschlossenheit und die zum anderen Menschen. Wir halten es für möglich, dass auch die verhärtetsten Umstände unseres Lebens neu werden können und Wunder geschehen in aussichtslosen Lagen.

Siebte Zwischenfrage

Frage: Ich hätte Lust auf dem Gipfel des Erfolgs zu bleiben, geht das? Antwort: Das geht schon, aber es hängt von verschiedenen Bedingungen ab.

Wenn Sie sich hier oben auf dem Gipfel des Erfolgs genauer anschauen, dann entdecken Sie eine Reihe von Hütten. Es gibt Menschen, die hier hausen. Wenn sie mit diesen Menschen in Kontakt kommen, nehmen sie wahr, dass ihre Gesichter strahlen. Sie sind von der Gottesnähe verbrannt. Sie haben einen klaren Verstand und helle Augen. Ihre Hände können zupacken, ihr Reden ist nicht abgehoben, ihre Kleidung zeigt, dass sie zu arbeiten verstehen. Sie sind sich für nichts zu schade. Sie haben sich nicht hierher von der Welt zurückgezogen. Sondern sie haben hier oben ihre Hütten gebaut um (wie Gott) überall in der Welt zu sein. Wer sich hier niederlässt, befindet sich gleichzeitig in den Niederungen des Alltags, an den Orten des Elends, der Verlassenheit und des Leids. Sie leben hier oben, um ganz unten zu sein. Es sind die Einsiedler Gottes, die einen ganz besonderen Auftrag haben: Sie sind die Wächter, die ins Land schauen und sehen, was geschieht. Sie teilen mit, was sie sehen. Sie rufen es laut ins Land hinein. Sie blicken in die Ferne und können schon von weitem erkennen, was heraufzieht. Sie wissen heute, was morgen sein wird. Sie warnen die Menschen und weisen sie auf bedrohliche Unwetter hin, damit diese sich vorbereiten können (leider werden sie kaum gehört). Sie lauschen in die Nacht, um das Lied des neuen Tages zu hören, bevor er beginnt. Sie starren in die Dunkelheit, um den schwache Schimmer des Morgenrots einer neuen Zeit zu sehen. Sie warten auf die Wiederkunft Jesu und werden nicht müde, seine Ankunft zu ersehnen und zu erhoffen. Sie machen die Menschen darauf aufmerksam, dass diese Welt vergeht und ein neuer Tag anbricht. Immer wieder rufen sie lockend in die Weite der Nacht: „Komm, Herr Jesus!“ Auch wenn Tage und Jahre vergehen, lassen sie in ihrem Wächterdienst nicht nach. Sie sind treu und aufmerksam und stets gewahr, dass der erhoffte Moment jederzeit eintreten könnte.

Ist das Ihr Auftrag? Wenn ja, dann zögern Sie nicht und kommen Sie auf den Gipfel des Erfolgs, nehmen Sie Wohnung auf dem Himmelfahrtsberg. Neben mir ist noch eine Hütte frei. Hier hat der starke Bruder Fintan mit seinem mächtigen Bart und dem knitzen Lächeln eines großen Jungen gelebt. Er ist erst vor ein paar Wochen gestorben. Ja, und da hinten, die Hütte von Broeder Piet aus Amsterdam ist auch frei geworden. Auch die Klausen von Bruder Vinzenz können Sie beziehen. Er ist ins Tal gezogen und hat einen anderen Auftrag angenommen. Und wenn Vater Gebhard gerade auf Reisen durch die Welt ist (was sehr oft

der Fall ist), dann können Sie auch seine Hütte bewohnen. Allerdings will er nicht gestört werden, wenn er einmal da ist.

Gottes Zukunft

Der Gipfel des Erfolgs auf dem Himmelfahrtsberg ist der Ort, wo es als erstes sichtbar wird, wenn Jesus wiederkommt. Von diesem Gipfel aus ist ein Blick in die Zukunft Gottes möglich. Hier werden die ersten Anzeichen der Wiederkunft wahrgenommen, hier wird zuerst das Zukünftige sichtbar. Gott öffnet ein kleines Fenster in den Himmel und ermöglicht immer wieder einen kurzen Einblick. Was einzelne sehen, wird gemeinsam besprochen und ausgewertet. Man will die Zeichen der Zeit richtig interpretieren und verstehen, was Gottes Anzeichen sind. Gott will ja, dass die Menschen vorbereitet sind.

Deshalb finden auf diesem Berg immer wieder Konferenzen statt. Menschen kommen aus allen Himmelsrichtungen zusammen und teilen ihre Eindrücke mit. Sie erzählen was sie wahrnehmen und sind dabei bemüht, das so sachlich und objektiv wie möglich zu vermitteln. Erst gemeinsam wagen sie sich an eine Interpretation: Was geschieht? Wie können wir das verstehen? Wie sollen wir es bewerten? Aus der Fülle der Fakten werden Prognosen formuliert: Was wird sein? Wie geht es weiter? Was kommt auf uns zu?

Hier oben achten die Menschen sehr aufmerksam auf das, was in der Welt geschieht, nichts entgeht ihnen. Das ist kein Wunder, denn von hier aus erscheint die Welt wie unter einem Brennglas, auch Kleinigkeiten werden sichtbar. Der Blick ins Weite reicht bis hinter den Horizont (was eigentlich sonst unmöglich ist), das Vordergründige gibt den Blick frei. Nichts verstellt die Sicht. Und die Menschen, die hier oben stehen und schauen, bemühen sich um einen klaren Blick, nichts Eigenes soll die Sichtweise trüben. Immer wieder machen sie sich frei von eigenen Gedanken, Prognosen, Erwartungen. Sie wollen ganz offen sein für das, was Gott es Absicht ist.

Das gemeinsame Gespräch spielt eine große Rolle, der Austausch und das Gebet. Sie bitten Gott um das richtige Verständnis für das, was sie erkennen können. Sie wollen nicht sich selbst und den Trends der Zeit auf den Leim gehen. Sie orientieren sich an Gott. Er soll erklären, was Sache ist. Das Gespräch ist hörend, fragend, suchend (das haben sie ja auf dem Weg des Glaubens gelernt). Jeder achtet darauf, dass sich nichts zwischen sie schiebt und die Beziehungen vergiftet (auch das haben sie auf dem Weg eingeübt). Sie machen sich eins in der Frage nach dem Willen Gottes.

Und sie beten für die Welt. Der Gipfel des Erfolgs bietet die Möglichkeit, den Sieg und die Herrschaft in die Welt hineinzurufen, nicht aufzuhören mit der Proklamation der Herrschaft Gottes. Umgekehrt kommen Menschen und bringen die Lasten dieser Welt herauf, um sie vor Gott abzulegen. Das sind oft mühselige Schleppereien, nicht von eigenen Lasten (die haben sie ja bereits im Tal der Trauer abgelegt), sondern die anderer in einer Welt, die ihrem Ende entgegengeht. Alles, was in der Welt schief läuft, die vielfältigen Bereiche von Not, Schmerz und Ungerechtigkeit werden hier vor Gott ausgebreitet. Gott soll gerade dort mit

seine Liebe heilen und verändern.

So herrscht auf dem Gipfel des Erfolgs ein reger Austausch: die Lasten der Welt werden heraufgebracht und vor Gott abgeladen. Und Gottes Liebe wird aufgeladen und hinuntergebracht. Für arme, bedürftige, belastete Menschen wird gebetet.

Mehr noch: die Menschen dort oben machen sich eins und bestürmen Gott: „Um deiner Liebe willen, verändere diese Welt!“ Sie hören nicht auf, Gott in den Ohren zu liegen mit der Bitte, er möge eingreifen und die Lage verändern. Gott wird an seine Allmacht erinnert und an die Möglichkeiten seiner Gnade: „Du kannst es! Tu dein Werk!“

Gott nimmt diese Gebete ernst. Er hört die Aufforderungen. Und er greift ein und verändert die Welt. Was wissen wir, wie die Welt aussähe, wenn es diese Beter nicht gäbe, die ihn Tag und Nacht bestürmen? Wahrscheinlich ginge es in dieser Welt noch viel chaotischer zu, wenn diese Menschen auf dem Gipfel des Erfolgs nur für einen Moment still wären. Aber sie hören nicht auf, Gott zu erinnern: „Es ist dein Erfolg und dein Sieg, dass die Welt nicht zugrunde geht und bis heute besteht.“

8. Etappe: Die neue Heimat

In Jerusalem

Wir können nicht ewig auf dem Gipfel des Erfolgs bleiben. Wir müssen uns zwar nicht beeilen und dürfen die Zeit dort oben bis zur Neige auskosten. Aber irgendwann kommt der Moment, wo der Weg des Glaubens wieder hinabführt. Der Gipfel des Erfolgs ist nicht der Ort, wo wir uns auf Dauer einrichten könnten, wir würden sonst den Bezug zum Alltag verlieren. Wir würden bald nur unseren eigenen Vorstellungen und frommen Utopien nachhängen – es sei denn wir hätten den Auftrag, als Einsiedler, Beter und Wächter hier oben den Dienst zu verrichten. Und diese haben ihre eigene Weise, um nicht aus der Normalität zu fallen: Sie sind nicht von der Welt, aber doch durch ihr Mitleiden mit dieser Welt eng verbunden.*

Der Abschied vom Gipfel des Erfolgs fällt nicht leicht. Aber wir können gewiss sein, dass wir wieder hierher zurückkehren werden. Wir waren nicht zum letzten Mal an diesem Ort. Spätestens wenn Jesus wiederkommt, finden wir uns gemeinsam hier wieder ein.

Der Weg hinab, benötigt unser Ja. Wir entscheiden uns für unseren Alltag, für ein Leben unter den normalen Bedingungen dieser Welt. Es gibt für uns nichts anderes. Deshalb wenden wir unseren Blick entschlossen der neuen Heimat zu. Wir lassen uns führen, unter Umständen auch dorthin, wohin wir nicht hinwollen (Johannes 21,18). Aber die Entscheidung des Herzens ist eindeutig: Wir gehen diesen Weg, den Gott uns führt mit unserem vollen inneren Einverständnis. Wir tun alles, damit die letzte Etappe gelingt und wir am Ziel angekommen. Wir akzeptieren unsere vorläufige und instabile Realität, die Wahrheit unseres Lebens – auch wenn sie schmerzlich ist, denn wir leben noch nicht im Himmel, sondern in irdischen Gefilden. Dorthin brechen wir nun auf.

Die neue Heimat liegt hinter dem Berg, ein Stück tiefer als der Gipfel des Erfolgs. So können wir immer wieder hinaufschauen und uns erinnern (Psalm 121,1). Dass die neue Heimat tiefer liegt hat auch den Grund, dass wir nicht vergessen, dass Gott höher ist. Aber wir wissen ja: Die Liebe Gottes ist wie Wasser, sie fließt nach unten und sammelt sich an der tiefsten Stelle. Dort trifft sie auf uns.

Der Weg vom Gipfel des Erfolgs zur neuen Heimat verläuft bedächtig und bietet wenig Herausforderung. Es ist ein Weg wie viele Wege, ohne besonderes Gesicht, ohne jede interessante Eigenart, langatmig und zäh, er zieht sich, so wie viel Wege zum Schluss. Es ist ein typischer Heimweg – vor allem, wenn einen eigentlich nichts nach Hause lockt: Man geht vor sich hin und hängt seinen Erinnerungen an die schöne Momente der Wegstrecken nach, die hinter einem liegen, ist mehr rückwärtsgewandt als nach vorn orientiert. Aber unvermittelt und ohne darauf gefasst zu sein, stößt der Wanderer auf eine große Burg. Mächtige Mauern halten sie am Berghang fest. Die Steine scheinen sehr alt zu sein, aber die ganze Anlage ist noch gut erhalten. Eine wuchtige Brücke führt zu einem Durchgang durch

*Mehr über die Einsiedler in dieser Welt habe ich geschrieben in: Wer zuletzt lacht – Wider den Schrecken in der Welt, Hammerbrücke, 2011

die Mauer. Die Tore sind offen. Der Pilger auf dem Weg des Glaubens betritt die Festung. Es ist das *alte* Jerusalem.

Im Gegensatz zum *neuen* Jerusalem, das am Ende der Tage vom Himmel kommen wird (Offenbarung 21), besteht diese alte Stadt schon seit Urzeiten. Der Wanderer geht auf alten ausgetretenen Pflastersteinen. Jesus hat auf ihnen seinen letzten Gang getan. Das Echo des „Hosianna“ bei seinem Einzug auf dem Esel und des „Kreuzige“ bei seiner Verurteilung hallt noch wider. Die schweren Tritte der genagelten Stiefel römischer Soldaten sind noch zu hören. Wer genau hinschaut, sieht die Blutflecken von der Dornenkrone. Der Wanderer auf dem Weg des Glaubens fragt sich: „Bin ich jetzt auch auf dem Weg nach Golgatha?“ „Nein“, hört er eine Stimme, „dieser Weg ist einmalig, ihn kann nur der Sohn Gottes gehen. Trotzdem“, die Stimme macht eine Pause, „*dein* Kreuz trägst auch du.“

Und dem Wanderer wird bewusst, dass er sein Kreuz hinunter tragen muss in die neue Heimat, denn auch dieser Ort ist nicht frei von Leid, Schuld, Versagen, Mühen und Scheitern – so wie kein Ort auf dieser Erde. Aber er hat auf dem Weg des Glaubens gelernt: Jesus trägt mit.

Der Wanderer gerät in der alten Stadt in einen Menschaufbruch. Alle streben einem bestimmten Platz zu, der unterhalb des gewaltigen Tempels liegt. Aufregung liegt in der Luft, die Stimmung kocht. Man hat den Eindruck, dass jeden Augenblick etwas besonders passieren wird. Auf dem Platz haben sich bereits viele Menschen versammelt. Tumultartiges Geschiebe, Schreie, Rufe, Aufruhr. Es geschieht etwas Außerordentliches, Ungewöhnliches. Die Menschen staunen, wundern sich, sind hingerissen, fasziniert – und abgestoßen. In der Mitte des Platzes scheint ein mächtiges Feuer zu lodern und es sieht aus, als würden die Menschen mit den Flammen tanzen (oder sie mit ihnen?). „Was ist los“, fragt der Wanderer einen Menschen, der an ihm vorbeihastet. Er bleibt stehen und schaut ihn mitleidig an: „Gott gießt seinen Heiligen Geist aus. Siehst du die Flammen, sie brennen, aber sie verbrennen nicht. Es ist wie bei unserem Urvater Mose (2.Mose 3,1-5).“ Jetzt hört der Wanderer das mächtige Brausen, er nimmt die vielen Stimmen wahr, verschiedene Sprachen, Singen, Lachen, verständliche und unverständliche Worte: Gottes Kraft. „Ich auch“, sagt der Wanderer leise. „Ich brauche deinen Heiligen Geist, damit ich in der neuen Heimat wohnen kann ohne zu vertrocknen. Als ein Mensch der dabei ist, sich wieder sesshaft zu machen, bin ich auf deine bewegende und dynamische Kraft angewiesen. Wie kann ich sonst sprachfähig sein und mitteilen, was in mir ist?“ Tränen stehen in seinen Augen. Sollte er mit leeren Händen von seiner Reise heimkehren? War nicht das sein glühendster Wunsch auf diesem Weg gewesen, die Herrlichkeit Gottes, ein Stück seiner Ewigkeit, ja Gott selbst von seiner Reise mitzubringen?

In diesem Moment spürt der Wanderer wie sich in ihm explosionsartig eine wunderbare Stille ausbreitet. Er fühlt sich umkleidet von Licht. Er hat den Eindruck wunderbar leicht zu sein und gleichzeitig nimmt er wahr, wie sich die Kraft Gottes auf ihn legt und ihn tief in den Erdboden zu drücken scheint. Er geht in die Knie. Er steckt seine Hände aus und hebt sie empor: „Mehr!“, schreit er, „mehr von dir, o Gott!“ Er wird berührt von Gottes Kraft. Er

spürt, wie Gottes heilende und segnende Hand auf ihm liegt. Gott ist ihm ganz nahe. Er ist eingehüllt in den wärmenden Feuermantel der Liebe Gottes. Worte der Anbetung kommen als Lobpreis der Güte Gottes aus seinem Mund, nein aus dem Herzen oder noch vielmehr: aus der Tiefe des gegenwärtigen Gottes. Er spürt, wie der Heilige Geist ihn erfüllt und wie der Lebensodem Gottes in alle Bereiche seiner Existenz dringt.

Der schmale und der breite Weg

Der Wanderer auf dem Weg des Glaubens weiß, dass sein Weg bald zu Ende ist, aber dass sein Glaube nicht aufhören wird. Auch wenn er sich nun in der neuen Heimat niederlässt, wird er ein Mensch sein, der unterwegs ist. Er ist diesen Weg gegangen bis zum Ende und er wurde noch im letzten Moment reich beschenkt. Es bleibt nichts mehr übrig, es hat sich alles ereignet. Auch wenn Gott wartet und seine Fülle erst zum Schluss ausgießt. Gott weiß, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Der Wanderer kann den Weg zu einem guten Ende bringen. Er hat alles bekommen, er ist satt.

Der Weg hinaus aus Jerusalem, führt ihn zu einem ganz kleinen Türchen, das in die Stadtmauer eingelassen ist. E ist so schmal und unscheinbar wie der Zugang zum Himmelreich, zur Ewigkeit Gottes, den jeder einmal durchschreiten wird. Der Wanderer muss sich nun ganz klein machen, sich bücken, alles ablegen, was ihn groß und wichtig macht und fast auf dem Bauch hindurchkriechen. Auf diese Weise kann er für seine Heimkehr nur das mitnehmen, was er in seinem Herzen hat, alles andere Gepäck, alles, was sich auf dem Weg angesammelt hat, bleibt zurück. Dann steht er auf der anderen Seite, das freie Land liegt vor ihm, die letzte Etappe seines Wegs. Dort hinten ahnt er bereits die neue Heimat.

Zu seinem Erstaunen bemerkt er, dass es zwei Wege gibt, die in seine Richtung führen. Es ist eine breite, ebene Straße und ein schmaler Fußpfad, der sich durch die Dornenbüsche am Waldrand entlang quält (Matthäus 7,13). Er ist sich nicht klar, welchen Weg er wählen soll: den bequemen oder den mühsamen. Aber er hat es ja auf dem Weg des Glaubens gelernt schwierige Wege zu gehen, so pfeift er auf die breite Straße und schlägt den abseitigen Weg ein.

„Richtig gewählt“, hört er die Stimme wieder, „auf dem breiten Weg kommt es öfters zu Überfällen. Wegelagerer lauern den Glaubenswanderern auf und überfallen sie. Sie rauben ihnen im letzten Moment vor dem Ziel alles, was sie besitzen, schlagen sie halbtot und überlassen sie dann sich selbst. Die Pilger haben zwar nicht viel bei sich, aber das Kostbarste, was sie haben, wird ihnen genommen: das Vertrauen, das sie gewonnen haben, den neuen Mut, die Kraft des Glaubens. So kommen sie abgerissen und leer, so arm und bedürftig wie sie ausgezogen sind, in der neuen Heimat an. Sie bringen nichts mit. Der Weg war umsonst.“

„Es ist nicht nur wichtig aufzubrechen, sondern genauso wichtig anzukommen“, denkt der Wanderer. „Die letzten Kilometer sind entscheidend. Wie viele Menschen kommen im letzten Augenblick ins Schwanken, geben auf und verlieren alles, was sie unterwegs an

Schätzen erworben haben.“ Er macht sich klar, dass es nun auf die letzte Strecke ankommt. Er will ja sein Ziel erreichen, er will nicht kurz vor dem Ende schlappmachen und alles verspielen. Die Räuber am Weg sind die Zweifel, die einreden wollen, dass die ganze Wanderung nur eine Einbildung war. Vor allem, wenn wie bei den letzten Kilometern die Müdigkeit besonders groß ist, kann die Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit zunehmen. Außerdem lässt die innere Anspannung nach: Er hat es ja gleich geschafft! Er nimmt sich vor, nun besonders wachsam zu sein und aufmerksam die letzte Etappe zu gehen. Er will durchhalten bis zum Ende und ankommen als einer der Überwundenen hat: sich selbst, seine Müdigkeit und die Gefahren die am Wegrand lauern. Der schmale Pfad zwingt ihn zur Konzentration und Aufmerksamkeit bis zum Schluss.

Am richtigen Platz

Nun neigt sich der Weg des Glaubens zum Ende. Auch wenn der Weg aufhört, behält der Wanderer seinen Glauben, den er auf diesem Weg neu gewonnen hat. Er hat sich verändert, die Erfahrungen stehen ihm ins Gesicht geschrieben, er hat zwar körperlich abgenommen, aber er ist kräftiger geworden, sein Schritt ist elastisch und bewusst. Er weiß nun was er will, weil er herausgefunden hat, was er kann – mit Gottes Hilfe.

Die ersten Häuser kommen in Sicht, da wird der Weg vertrauter. Der Wanderer biegt in eine Straße ein und denkt: „Die kenne ich doch!“ Er schaut sich um, die Häuser kommen ihm bekannt vor. Er hat den Eindruck, dass er hier schon einmal war. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: Er ist bei sich angekommen, dort wo er zu Hause ist. Die neue Heimat ist der Ort, wo er wohnt, wo er schon immer gelebt hat, es ist sein vertrauter Ort! Er kommt zu seinem Haus, öffnet seine Haustür und ist daheim.

„Hallo“, wird er begrüßt, „ich wusste gar nicht, dass du weg warst, wo kommst du her?“ Er zieht seine Jacke aus, schält die Schuhe von den müden, brennenden Füßen und denkt: „Für diesen Augenblick lohnt sich der weiteste Weg, es ist schön heimzukommen.“

Er tritt ins Wohnzimmer. „Wie siehst du den aus“, wird er gefragt, „hast du Stress gehabt?“ Er schüttelt lachend den Kopf. „Ah, ich weiß, du warst im Kino, du siehst so verklärt aus.“ Nein, der Weg des Glaubens war kein virtueller Weg, sondern echt. Er hat alles wirklich erlebt – auch wenn er vielleicht nur ganz kurz fort war.

Nun ist wieder der normale Alltag zu bewältigen. Aber er bewältigte ihn anders als vorher. Er hat gelernt, er hat Erfahrungen gemacht, die er nun einsetzen kann. Er ist zurückgekehrt in seine Welt, aber er ist nicht mehr von dieser Welt. Er lebt in ihr, aber er gehörte ihr nicht. Er bleibt ein Wanderer, ein Pilger. Er bleibt an seinem Ort und ist innerlich doch weiterhin unterwegs. Er ist nichts Besonderes und alles ist wie immer, doch er ist ein Anderer geworden und deshalb ist alles anders. Er spürt, wie ihn der Heilige Geist in Bewegung hält und wie sich immer wieder in seinem Alltag der Himmel öffnet – wenigstens ein kleines bisschen.

Er gehörte einem anderen. In der Enge der täglichen Abläufe spürt er die Weite, in der

Dunkelheit der täglichen Hektik empfindet er Ruhe und bei allem, was ihn bestimmten will, empfindet er Gelassenheit. Das gibt ihm eine innere Sicherheit, die ausstrahlt – auch auf seine Umgebung. Wo er sich verändert hat, verändert sich nun auch seine Umwelt.

Er hat seinen Platz gefunden. Hierher wurde er gesandt, für diesen Ort besteht sein Auftrag. Darauf spitzt sich alles zu, der Weg des Glaubens bekommt seine Erfüllung und seinen tiefen Sinn an diesem Ort. Hier kann er seine Gaben leben und seine Fähigkeiten einsetzen. Er ist am richtigen Platz – hier bei den Menschen, die ihm vertraut sind, zu denen er gehört. Um ihnen zu dienen und für sie dazu sein wurde er vorbereitet und ausgebildet. Dieser Platz ist *sein* Platz in der Welt – und deshalb bist es niemals der letzte Platz.

Der Weg kommt zum Ziel: Er ist aufgebrochen aus dem „alten Haus“, um als freier Mensch verantwortlich für die Menschen da sein zu können, die er liebt. Nicht die Umstände sollten ihn bestimmen, sondern er die Umstände.

Er hat die Ebene des Aufbruchs durchschritten, um zu sich selbst zu finden und selbstbewusst widerstehen zu können. Ohne die vielen Wege, die er dort gegangen ist, würde er hier in der neuen Heimat schnell wieder von den alten Bedingungen vereinnahmt. Aber nun weiß er wer er ist und was er kann – mit Gottes Hilfe.

Auf dem Berg des Weitblicks hat er seinen Auftrag bekommen, den er nun umsetzen kann. Er weiß, was er will und was er tun soll. Sein Leben hat ein Ziel und deshalb muss er nicht mehr alles tun. Er kann Nein sagen und sich auf das Wesentliche konzentrieren – auf seine Aufgabe.

Im Tal der Trauer hat er Abschied genommen von allen alten Vorstellungen und war frei geworden, um im Heute zu leben. Seither fällt es ihm leichter, den Augenblick zu genießen. Er kann sich spontan einlassen auf alles, was ihm begegnet.

In der Wildnis der Orientierungslosigkeit war er zum Sehenden geworden. Er war nun gewappnet allem gegenüber, was sich wichtigmacht, aber doch nur für Verwirrung sorgt. Er hat gelernt, den großen Versprechungen gegenüber misstrauisch zu sein. Er weiß nun: allein Gottes Gnade genügt.

An der Felswand der Arbeit hat er gelernt ein verträglicher, gemeinschaftsfähiger Mensch zu werden. Er war mit seinen Grenzen konfrontiert worden und hatte dabei herausgefunden, wie er sie überwinden kann (Römer 8,37-39). Er kann sich seither in ein Team einfügen, sich selbst zurückstellen und den anderen mit seinen Bedürfnissen wahrnehmen. Es macht ihm nichts aus zu verzichten, weil er weiß, dass er trotzdem nicht zu kurz kommt.

Er hat auf dem Gipfel des Erfolgs die Nähe Gottes genossen, Stille erlebt und dabei gespürt, wie alle seine Fragen zu Ruhe kamen. Es war ihm klar geworden, wie groß und mächtig Gott ist und das hat ihn mit eigener Sicherheit erfüllt. Diese Gewissheit vermittelt ihm nun an seinem Platz in der neuen Heimat eine große innere Gelassenheit.

Und auf dem Weg hat er kurz vor dem Ziel den Stempel des Heiligen Geistes erhalten als Gottes Bestätigung, dass er seinen Weg treu bis zum Ende gegangen ist. Der Heilige Geist würde ihn nun auch hier weiter leiten und begleiten. Er hat keine Angst vor der Zukunft.

Die neue Heimat wird zum alten Haus

Aber irgendwann wird die neue Heimat zum „alten Haus“: Der alte Trott, die normalen Gewohnheiten kehren zurück. Irgendwann übernehmen die Routineabläufe die Oberhand. Was zunächst beweglich ist und neu, wird im Lauf der Zeit starr und alt. Wo zunächst die Freude über alles Erfahrene eine schier unerschöpfliche Kraft vermittelte und die Liebe des Anfangs zu Unmöglichem motivierte, werden mit der Zeit die Voraussetzungen geschaffen, dass es für immer so bleiben kann. Das Innere verlagert sich nach außen. Aus dem Leben wird Form. Grundsätze werden formuliert, die festschreiben, was war. Ziele, Mittel und Programme garantieren den Bestand und sorgen für Nachhaltigkeit. Regeln werden gefunden, um alles abzusichern. Zuletzt sind Strukturen ein schwacher Abglanz des einstmaligen Mythos: man weiß wie es geht, man hat sich eingerichtet, so kann es bleiben. Das Vorläufige hat eine stabile Form, das Anfängliche ist verfestigt.

Zuletzt heißt es: Wir haben uns gefunden, wir haben uns abgesichert. Aus der offenen Gemeinschaft der Weggefährten wird die exklusive Gesellschaft, aus der suchenden, spontanen Haltung der sichere Status. Die neue Heimat mit den offenen Türen und der Bereitschaft unterwegs zu bleiben wird zum Gefängnis. Die Türen gehen zu, die Dynamik wandelt sich in Statik, das Leben wird zur Gewohnheit.

Irgendwann werden die Aufbrüche von gestern zu den festen Formen von morgen, in Stein gehauene Erinnerungen, zu Fragmenten einstiger Unmittelbarkeit. Die lebendige Hoffnung wird zur Tradition.

Wer sich hinter das Dorf der neuen Heimat wagt, sieht dass sich dort eine weite Steppe ausbreitet: Es ist die Steppe der Tradition. Sie weitet sich beständig aus und wächst und wer achtsam ist, bemerkt, dass sie sich bereits Teile der neuen Heimat bemächtigt hat. Was sie erreicht und überwuchert hat, verfällt wie in einen Märchenschlaf. Auf der weiten Steppe der Tradition finden sich viele Ruinen, frühere Wohnungen einer ehemals neuen Heimat. Heute sind es die Trümmer von gestern, stumme Zeugen der Vergangenheit, Erinnerungen an große Aufbrüche und lebhaftere Zeiten. Heute nisten die Vögel dort und wählen wilde Tiere die einstmaligen fröhlichen Behausungen als Unterschlupf. Menschen wohnen hier keine mehr. Ihre Zeit ist vorbei. Ganz in der Ferne geht die Steppe der Tradition in die Wüste der Harmlosigkeit über. Der Kreis schließt sich.

Achte Zwischenfrage

Frage: Ist es so schlimm, wenn das Neue wieder alt wird? Ist das nicht der Lauf der Dinge?

Antwort: Ja schon, aber ist das gut?

Es ist unsere menschliche Eigenart, dass wir uns einrichten. Wir wollen festhalten, was wir einmal erworben haben. Aber dadurch sind wir zu Besitzern unsrer Leben geworden, wir versuchen es zu erhalten – und gestalten es nicht mehr. Wir leben nicht wirklich, sondern bewahren unser Leben. Aber so vollzieht sich das Leben nicht. Wir haben unser Leben bekommen, um es einzusetzen. Dadurch bekommt es seinen Wert, Wer sein Leben erhalten will, verliert es (Matthäus 10,39; Johannes 12,25). Deshalb ist es für den Christen gefährlich,

sich einzurichten und zu denken, dass er nun am Ziel wäre und zufrieden sein könnte (*diese* Zufriedenheit ist tödlich). Er denkt, dass seine Scheunen voll sind und er nun ausgesorgt hat – aber dann meldet sich der Tod und zeigt ihm doch, dass es so nicht geht, weil er nicht über sein Leben verfügen kann (Lukas 12,16-21).

Es ist so: Wenn wir satt sind, eine gute Altersversorgung und das nötige Guthaben auf dem Sparsbuch die Zukunft absichern, dann vergessen wir Gott (5.Mose 6,11-12). Viele Christen waren einstmals feurig, erfüllt mit einer tiefen Glaubenskraft und einer brennenden Liebe zu Jesus. Irgendwann wurde das Feuer weniger und die Glut erlosch. Heute halten sie ein christliches Leben, das niemand weh tut (am wenigsten sich selbst), für den Weg des Glaubens. Sie irren sich. Das Feuer der ersten Liebe zu Gott und seinem Reich muss erhalten und gepflegt werden, damit es zur alten und beständigen Liebe wird (wie in einer Ehe auch). Dazu sind beständige Neuanfänge, Bitten um Vergebung, Aufbrüche der Versöhnung, Zeichen der Liebe, Beweise der Einheit und der bedingungslosen Hingabe nötig. Immer wieder muss das Bekenntnis des Herzens ausgesprochen und gehört werden: „Ich liebe dich!“ Das soll auch so bleiben.

Der Alltag als Übung

Wie können wir beweglich bleiben? Auf welche Weise sind wir in der neuen Heimat innerlich „unterwegs“?

Kinder halten uns in Trab. Wer Kinder hat, ist ständig gefordert. Er erklärt ihnen die Welt und versteht sie dabei selbst besser. Er achtet auf ihre Bedürfnisse und vergisst die eigenen. Kinder verlocken zum Spielen und zur unmittelbaren Freude. Kinder sind ein herrliches „Mittel“ um in Bewegung bleiben. Wir sollten uns mehr mit Kindern beschäftigen – das betrifft vor allem eine älter werdende, stagnierende Gesellschaft, die sich in ihrem Wohlstand einrichtet.

Herausforderungen und Aufgaben zwingen uns, uns mit Lösungen zu beschäftigen. Wir sind heraus gefordert aus dem Trott. Wir planen und achten darauf, dass wir vorankommen. Wir wollen etwas erreichen. Das hält uns wach und beweglich.

Wer **Verantwortung** übernimmt, ist gefordert, sich selbst einzusetzen. Neues muss bedacht und in die Wege geleitet werden. Irgendwann ist die Antwort fällig: „Was hast du gemacht?“ Dass der Moment der Rechenschaft kommt, hilft, nicht nachlässig zu werden.

Neugierde und Offenheit wecken das Interesse an Neuem. Nicht aufhören über das Bestehende hinausschauen zu wollen, herausfinden, was dahinterliegt. Sich für alles interessieren, was am Wegesrand liegt, auch die kleinen Dinge beachten: Auf was wollen sie hinweisen? Auf die Zeichen achten, die sich bieten. Neugierig bleiben: Was kommt noch? Was gibt es noch? Neugierde braucht Offenheit, sich vorbehaltlos einlassen können, einmal Vorurteile und Vorerfahrungen weglassen und sich in etwas Unbekanntes hineinbegeben – ohne gleich zu wissen, was es bringt und was dabei herauskommt.

Über seinen Glauben reden. Wer sich äußert, macht sich angreifbar. Er ist genötigt, sich zu reflektieren und zu überlegen, was in ihm ist. Aber das hilft, selbst in einem eigenen inneren

Prozess des Nachdenkens zu sein. Nach Antworten suchen, wo man selbst nicht weiterweiß. Nicht nachlassen, bis sich die Gedanken ordnen und eine komplizierte Tatsache verstanden wird. Viel lesen, diskutieren und sich mit anderen Meinungen auseinandersetzen.

Mit Menschen zusammen sein, die ganz anders sind. Herausfinden, warum sie so sind, wie sie sind. Sich auf sie einlassen, fragen, verstehen. Andere Meinungen in das eigene Denken miteinbeziehen, sie bieten eine wunderbare Horizonterweiterung. Nicht aufhören, auf unbekannte Menschen zuzugehen und mit ihnen Kontakt zu knüpfen. Im anderen öffnet sich eine faszinierende und andere Welt, ein eigener Kosmos.

Unbekanntes Terrain erforschen, unsichere Wege wagen, riskieren Fehler zu machen und in die Irre zu gehen. Die Orte der Umkehr vermitteln meist eine überraschende Erkenntnis. Auf plötzliche Wendungen hoffen, das Unmögliche erwarten, mit dem rechnen, was unwahrscheinlich ist. Wunder erbitten.

Einen Streit riskieren und bereit sein zur Versöhnung, Konflikten nicht ausweichen. Durch jede Auseinandersetzung verstehen wir mehr, begreifen uns, den anderen, die Welt. Wir sind gezwungen, unseren Standpunkt zu klären und zu vertreten. Wir loten den Spielraum unserer Möglichkeiten aus. Wir erkennen, dass wir nicht festgelegt sind, sondern dass es Alternativen gibt. Unsere Handlungsoptionen weiten sich aus.

Krisen nicht ausweichen, sie sind tolle Möglichkeiten, uns selbst zu erfahren mit unseren Grenzen. Stärken entdecken, die bisher geschlummert haben. Krisen fordern zum Äußersten heraus und mobilisieren alle Kräfte. Es ist mehr in uns, als wir dachten. Wir sind noch lange nicht am Ende, es ist viel mehr möglich. Und jede bewältigte Krise macht uns Mut und erweitert unser Potenzial an Ideen. Wir gewinnen neues Land.

Erinnerungen wachhalten: Was einmal war, gehört mir. Unsere Geschichte ist vielfältig. Wir haben schöne Dinge erlebt, Schwierigkeiten bewältigt. Wir sind interessanten Menschen begegnet. Wir sind reich. Den Reichtum der Vergangenheit heute einsetzen, damit wir morgen neue Erfahrungen machen können. Erinnerungen erzeugen Dankbarkeit und Dankbarkeit hilft zum Weitergehen.

Beten, im Gespräch mit Gott sein, alles von ihm erwarten. Hören, was er sagt und wo er uns zum Handeln auffordert. Bereit sein, ihm zu gehorchen. Gott hält uns in Bewegung und gibt uns Anweisungen, was wir tun sollen. Durch ihn bleiben wir nicht im engen Käfig unseres Ichs.

Das Wort Gottes ist lebendig und macht lebendig. Wir werden angeregt und aufgeregt. Wir werden aufgeweckt und auf eine neue Fährte gesetzt. Das Wort Gottes, die Bibel, trifft uns ins Mark. Lassen wir uns treffen. Wir bleiben auf dem Weg. Denn Gott ist auch auf dem Weg – auf dem Weg zu mir.

Freunde suchen, Gemeinschaft leben, sich in einer **Gemeinde** einbringen. Wenn andere Menschen wissen, wie es geht, bleiben wir nicht allein. Sie fragen uns, wenn wir nicht mehr wollen (oder können), was mit uns los ist. Sie lassen uns nicht in Ruhe – und wir lassen zu, dass sie uns fragen. Verbindlichkeit zwingt uns, etwas zu tun, zu dem wir gerade keine Lust haben. Aber das ist gut für uns. Wenn wir jemand unsere Ziele und Absichten mitteilen, legen wir uns fest und können nicht mehr nachlässig sein. Der andere würde es merken und uns nicht ernst nehmen.

Auf Jesus schauen! Er hält uns in Bewegung, er geht uns voran und lässt keinen Zweifel daran, dass wir ihm nachfolgen sollen. Werden wie er. Der Weg hinter ihm her, wenn wir ihn immer vor uns sehen, ist der beste Weg für uns. Er bahnt den Weg und bestimmt das Tempo. Wir bleiben nicht in unserem eigenen Trott.

Was tun Sie um innerlich in Bewegung zu bleiben?

Jesus ist der Weg.

ich gehe seinen Weg.

ich gehe mit ihm.

In ihm ist keine Veränderung.

Er ist immer derselbe.

Er bricht immer wieder auf.

Er nimmt mich mit.

Er kennt alle Phasen meines Weges.

Durch ihn verändere ich mich!

Jesus ist der Weg, die Landkarte und der Begleiter.

Er ist der Weg, wo es keinen Weg zu geben scheint.

Er hat den Überblick und gibt mir Orientierung.

Er geht mit mir durch alle Schwierigkeiten bis zum Ziel.

(Johannes 14,6)

Das Ende ist der Anfang

Über den Zauber des neuen Anfangs fällt der Schatten des Zweifels. Zunächst ganz leise, dann aber immer stärker, bald unüberhörbar melden sich die Bedenken. Sie sind der Keim eines Neuanfangs. Wir sollten sie hören und sie ernst nehmen. In ihnen meldet sich die Erinnerung an eine Zeit, als es noch ganz anders war und sie signalisieren, dass es wieder ganz anders sein könnte. Sie fordern dazu auf, zur ersten Liebe zurückzukehren, sich der Anfänge zu erinnern. Sie wollen aufrütteln und wach machen.

Zuerst erhebt der funktionale Zweifel das Wort: Müssen wir das eigentlich immer so machen. Könnten wir nicht auch einmal eine andere Vorgehensweise wählen? Dann wird der ideologische Zweifel laut: Ist das was wir machen denn richtig? Müssten wir nicht etwas ganz anderes tun? Dann meldet sich der ethische Zweifel: Schaden wir uns nicht selbst, wenn wir so weitermachen? Wo ist unsere Lebendigkeit geblieben? Sind wir noch Menschen, wenn wir uns so verleugnen und nur noch funktionieren? Zuletzt kommt der absolute Zweifel: Das bringt doch alles nichts! Wir sind an einem Endpunkt angekommen. So kann es nicht weitergehen. Wir dürfen so nicht weitermachen.

Wenn wir diese Zweifel überhören und unsere Ohren verstopfen, kommt der Tod.

Irgendwann schweigt der Zweifel, die Gewohnheiten haben gesiegt. Wir denken nicht mehr

nach und tun nur noch, was wir immer getan haben – bis vielleicht eines Tages jemand an die Tür des „alten Hauses“ klopft und uns heraus fordert. Oder wir schauen zufällig durchs Fenster und sehen, dass es draußen noch mehr gibt, als wir drinnen ahnen. Wir merken, wie eng und eingeschränkt unser Leben geworden ist – Leben? Das ist doch nur ein Surrogat von dem, was als Leben bezeichnet werden könnte! Wir aber wollen das wirkliche, das echte Leben, die unbegrenzten Möglichkeiten. Vielleicht ist es auch eine tiefe Sehnsucht, die sich in unserem Innern meldet: Es ist die Sehnsucht nach Gott. Wir erinnern uns schwach, dass es auch noch etwas anderes gab – damals, als wir auf dem Weg des Glaubens waren. Und der Wunsch, wieder aufzubrechen wird immer größer.

Wir schleichen durchs Haus, pendeln zwischen Ahnen und Hoffen und den Ablenkungen eines satten und bequemen Lebens. Wir suchen die Stille und Einsamkeit, um uns anschließend nur noch mehr in den Trubel zu werfen. Wir steigen zur Haustür hinab – um dann sofort wieder nach oben zu eilen und so zu tun, als wäre nichts gewesen. Aber irgendwann ist die Sehnsucht größer als alles, was uns zurückhält.

„Hallo, kommst du mit? Ich gehe los.“

„Wenn du nicht mitgehst, dann gehe ich allein!“

„Ich halte es hier nicht länger aus, jetzt muss es sein!“

„Ich werde bestimmt jetzt bald losgehen!“

„Warte, ich komme gleich, ich muss das noch fertig machen.“

„Ach dränge mich doch nicht so, morgen hat es auch noch Zeit.“

Genug geredet und gezögert! Jetzt gehe ich tatsächlich los. Ich stehe schon an der Tür. Ich öffne sie. Das steht Jesus. Er wartet auf mich. Er will mich begleiten.

Und der Weg des Glaubens beginnt erneut.

Ein Neuanfang wird nötig, wenn das Gespräch versiegt ist, die Beziehung zu vertrauten Menschen Routine geworden ist. Wenn wir immer das Gleiche tun oder denken und nicht aus unserem eigenen Kreislauf herausfinden, dann sollten wir aufbrechen. Wenn wir den Eindruck haben, dass es für notwendige Worte nur noch wenige Möglichkeiten gibt sollten wir die Chance jetzt ergreifen und sie sagen. Wenn wir spüren, dass Türen zugehen, Brücken hochgeklappt werden und sich jeder in seine Ecke zurückzieht, ist es dringend Zeit, die Initiative zu ergreifen. Wenn wir Gottes Drängen in uns spüren und die Stimme zu uns unüberhörbar und unaufhörlich sagt: „Tu es!“, dann sollten wir nicht zögern. Jetzt ist es an der Zeit einen neuen Aufbruch zu wagen, einen wichtigen Schritt auf den anderen zu zumachen, die Türe zu öffnen, das Weite zu suchen und innerlich (oder äußerlich) neu zu beginnen.

Beim diesem nächsten „Durchlauf des Weges“ mit seinen acht Etappen wird vieles anders sein. Wir beginnen nicht mehr bei null, wir haben vieles schon einmal erfahren und können daran anknüpfen. Manches ist eine Wiederholung, während anderes uns so vorkommt, als hätten wir noch nie davon gehört (obwohl das nicht stimmt).

Vermutlich brauchen wir in unserem Leben mehrere Durchläufe des Wegs des Glaubens,

müssen immer wieder neu ansetzen, einige Wegstrecken mehrmals unter die Füße nehmen oder bei einer Etappe „nachsitzen“, bis wir unsere Lektion gelernt haben.

Wir sollten bereit sein und nicht zu stolz um immer wieder Anfänger zu sein, nachzuholen, was wir versäumt und vergessen haben, Wichtiges zu vertiefen und nie aufhören neu anzufangen. Jede Wanderung auf dem Weg des Glaubens lohnt sich. Wir werden von jedem Schritt profitieren. Wir werden mehr und mehr zu Glaubenswanderern aus Leidenschaft, wir werden immer mehr an Erfahrung und Erkenntnis gewinnen – und vor allem: unser Glaube wird fester und tiefer werden. Wir werden von Gott immer mehr verstehen, ihn immer vorbehaltloser lieben und ihm immer näher kommen.

Bis dann irgendwann der letzte Aufbruch erfolgt und das Startsignal für den letzten Durchlauf des Glaubensweges gegeben wird. Dann werden wir feststellen, dass alle unsere Wege, die wir gegangen sind, nur eine Vorbereitung waren für diesen letzten Weg. Wir werden dann ebenfalls herausfinden, dass die Wege, die wir in diesem Leben gegangen sind, nur ein schwacher Abklatsch waren zu dem Weg, den wir dann gehen werden.

Denn dieser letzte Weg führt tatsächlich in die Ewigkeit. Wir werden durch die schmale Tür in Gottes Reich eintreten und Gott von Angesicht sehen. Wir werden dann erkennen, wie sich alles wirklich verhält. Wir sehen und staunen und sagen: „So ist das also!“ Das haben wir trotz unsrer kühnsten Träume nicht geahnt. Das ist ja viel grandioser und schöner, als wir es uns jemals vorstellen konnten.

Wir brechen auf, weil der Tod an die Tür unsres alten Lebens klopft und uns herausholt aus der Enge unseres Leibes. Die alte Hütte unsrer Existenz wird nun endgültig abgerissen. Es lohnt sich nicht, sie zu erneuern.

Wir humpeln auf der Ebene des Aufbruchs zunächst mühsam los, denn das Heraustreten aus dem Leben hat uns doch ganz gefordert und alle Kräfte gekostet. Dann wird uns klar, dass es Gottes Wege sind, die uns in die Ewigkeit führen und seine Liebe uns auch jetzt hier im Sterben geleitet.

Dann treten wir auf dem Berg des Weitblicks Gott gegenüber und er fragt uns, ob wir *unsere* Ziele erreicht haben. Wir weisen unsere Erfolge vor uns sind stolz auf unsere Leitungen. Gott sagt: „Gut gemacht!“ Aber dann fragt er uns nach der Erledigung *seines* Auftrags und wir schweigen beschämt. Gott fordert Rechenschaft von uns.

Wir werden in das Tal der Trauer geschickt, hier werden wir konfrontiert mit all den dunklen Seiten unsres Lebens. Wir begegnen unsere Schuld und unserem Versagen. Wir erkennen, dass wir nichts in der Hand haben und keinen berechtigten Anspruch auf Gottes Reich geltend machen können.

Das bringt uns in große Verzweiflung über uns selbst. Wir verlieren jeden Halt und jede Orientierung. Wir sind verloren! Wir spüren wie der ewige Tod uns anspringen und in seinen erstickenden Sumpf ziehen möchte. Wir können nicht anders, als Gott um seine Gnade zu bitten: „Um Jesu Willen, erbarme dich meiner!“ Und Jesus tritt für uns ein, nimmt fort, was uns nach unten, in das völlige Dunkel, zieht und stellt uns auf den Boden seiner Gerechtigkeit. Wir sind begnadigt!

Aber auch jetzt – auf dem letzten Weg in die himmlische Heimat – mutet uns Gott zu, dass

wir lernen. Wir sollen dazu fähig werden, mit ihm in seinem Reich zu leben. Die Ewigkeit kann lang werden, wenn wir nicht gemeinschaftsfähig für das Reich Gottes geworden sind. Deshalb steigen wir mit Jesus die Felswand der Arbeit hinauf. Die Arbeit ist eine Lust! Je höher wir kommen, desto leichter werden wir und desto mehr spüren wir wie Gottes Heiligkeit uns verwandelt.

Oben auf dem Gipfel des Erfolgs stehen wir und staunen. Jetzt erkennen wir nicht nur stückweise, sondern alles, jetzt haben wir den ganzen Durchblick – und wir werden erkannt. Wir begreifen die Zusammenhänge, wir sehen und verstehen – endlich! Wir können nicht aufhören, uns sattzusehen an der Größe Gottes und lassen uns ausführlich und genau erklären, warum in unserem Leben dieses so und jenes anders gelaufen ist. Ein befreites Lachen ist die Antwort: „Ach so ist es!“ Und Gott lacht mit. Es war das Beste für uns – das erkennen wir jetzt.

Und dann überkommt uns der Gedanke wie ein himmlischer Blitz: Wir müssen nicht mehr hinab. Die neue Heimat ist jetzt hier. Wir brauchen keine Erfüllung mit dem Heiligen Geist mehr, denn hier sind wir *umgeben* vom Heiligen Geist. Wir müssen uns nicht mehr fürchten vor den Raubzügen des Zweifels, vor der Macht der Gewohnheit und den Gefahren des bequemen Lebens. Wir brauchen nichts mehr, um wach zu werden. Denn hier oben, bei Gott, ist ewige Freude, ewiges Leben – kein Schlaf, keine Normalität, kein Alltag. Hier ist mein Platz.

Und zuletzt begreife ich: Hierher war ich unterwegs. Hier bin ich am Ziel. Hier kann ich für immer wohnen. Von hier aus muss ich nicht mehr aufbrechen. Ich bin angekommen, wo ich hingehöre und wo ich ewig bleiben kann.